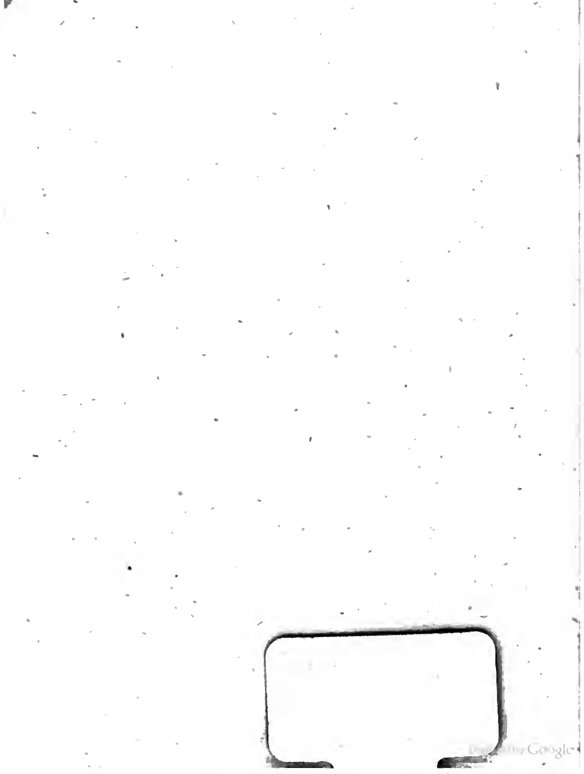


Sämmtliche

# Werke

von

## Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

---

88. Bändchen.



Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

# Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

## Zehnter Theil.



Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

# Spital am Pyhrn.

# Spital am Pyhrn.

Der späte Wintermorgen steigt von den Gipfeln der Alpen langsam nieder, schon enthüllen sich die nächsten Gegenstände aus dem dicken Nebel, schon verbreitet sich allgemach eine zweifelhafte Helle; die Lampe, die treue Gefährtinn meiner schlaflosen Stunden flackert noch einmahl röthlich im werdenden Tageslichte auf, und verlischt nun. Jetzt ist der Wintertag völlig angebrochen, und Alles bleibt so still und erstorben, wie mitten in der Nacht. Keine Bewegung auf den nahen Wiesen, kein Geräusch des Lebens in den Hütten des Landmanns, kein Laut ländlicher Beschäftigung von den verlassenen Alpen, rund um mich her tiefes Schweigen in der Natur draußen, und innerhalb der Mauern meines Klosters! Da sitze ich, und höre das Nagen der Todtenuhr im Ge-

täfel meiner Zelle, und denke mit großer Ruhe daran, daß sie wohl bald mir selbst schlagen könnte.

Ich fürchte den Tod nicht, und wünsche ihn, umringt von den Beschwernissen des Alters, auch nicht herbey. Des Herrn Wille geschehe! Jene sind Wirkungen der Natur, und ich ertrage sie, wie ich die Strenge der Jahreszeit in diesem Himmelsstriche ertrage, unter dem ich nicht geboren bin, und der einst meinem ungewohnten Körper so schmerzlich weh that. Aber der Mensch lernt sich an Alles gewöhnen, und es ist erstaunlich, zu welchen ganz entgegengesetzten Bedingungen des Lebens und des Wohlseyns man nach und nach unmerklich gelangt, und sich am Ende der Laufbahn verwundert umsieht, um zu betrachten, woher — und wohin man gekommen ist?

Woher? O mein Vaterland, schönes Spanien mit deinen Oliven- und Palmengärten, mit deinem ewig klaren Himmel, und deinen warmen, belebenden Lüften! O Zeit meiner Jugend, wo ich als ein kriegslustiger Jüngling unter den Fahnen des Herzogs von Alba Spanien verließ, von Ehre und Glauben gerufen, um hier an den äußersten Enden des Abendlandes gegen die Heiden zu kämpfen! Damahls fing erst die Sonne

von des Herzogs kriegerischem Ruhme an, aus den Morgenwolken einer hoffnungsvollen Jugend hervorzubrechen, damahls war er noch nicht der weithin berühmte, der weithin gefürchtete Feldherr Don Philipps des Zweyten, der, selbst ein schwaches Kind zu jener Zeit, auch die Nahmen der Länder in beyden Hemisphären nicht kannte, die ihm sein großer Vater späterhin zu beherrschen überließ.

Es ist lange, sehr lange seit jener schönen, rege bewegten Zeit meiner Jugend in dem warmen Lande, das mich gebar, bis zu meinem Greisenalter in diesem engen Umkreise himmelhoher Felsengebirge, von deren kahlem Scheitel kaum im höchsten Sommer Schnee und Eis weichen. Ach damahls, als körperliche Leiden mich hierher bannten, und mitten unter Schmerzen und den finstersten Aussichten auch noch die schöne Täuschung zerrann, der ich so manches Jahr der blühenden Jugend geopfert hatte, damahls in voller Reife männlicher Kraft ertrug ich ungeduldig mein schweres Geschick. Gott half auch hier hinüber. Meine Wunden heilten zwar langsam, aber sicher, mein Herz gewöhnte sich, das, was es auf Erden vergeblich gesucht hatte, im Himmel zu finden, und der zarte Engel, der hier lange,

lange vorher ausgelitten hatte, wies mir den Pfad zum Heile. Ich erkannte den Finger Gottes, der uns von irdischen Leiden und Freuden hinweist auf jenes unvergängliche Glück, das oben wohnt in Licht und Heiligkeit.

So lernte ich zuerst mich ergeben, dann mein Loos minder hart finden, und endlich die stille Beschränkung lieben, die mir nach so manchen Stürmen eine sichere Freystätte darboth.

Zufrieden, ja in manchen Augenblicken vergnügt, blicke ich auf mein vergangenes Leben zurück. Es war ehrenvoll, ohne berühmt zu seyn, es war nützlich, ohne Aufsehen zu erregen, und da es nun wahrscheinlicher Weise bald zwischen den stillen Mauern verlöschen wird, die seit vierzig Jahren die Grenzen seines einförmigen Wirkens ausmachen, fühlt sich der Greis gedrungen, das, was er erfahren, erlitten, erstrebt, in flüchtigen Zügen hinzuwerfen, daß, wenn vielleicht einst diese Blätter nach Spanien gelangen sollten, seine Verwandten, wenn er deren noch hat, daraus erkennen, in welchem Winkel der Welt ein längst vergessener Ahn sein Leben beschlossen, und was aus dem Neffen des Comthurs von Pennalosa geworden sey, der bey Pavia und Wien nicht unrühmlich gestritten, und auch seinen Theil an dem

Ruhme gehabt hat, der die Regierungen seiner beyden Kaiser, Carlos und Fernando verklärt.

Von der Zeit an, als Kaiser Maximilian seinen Sohn Philipp mit der Spanischen Infantinn Johanna vermählte, und so ganz Spanien an sein Haus brachte, entstand ein lebhafter Verkehr zwischen Österreich und meinem Vaterlande, und unzählige Verbindungen und Verhältnisse knüpften sich hin und wieder an. Deutsche Edelleute, die ihrem Herrn nach seinem neuen Reiche gefolgt waren, verbanden sich mit Spanischen Familien, und mancher Spanier sah mit Wohlgefallen den sittsamen Reiz der blauäugigen Tochter des kalten Nordens, die mit ihren Ältern in das ferne Land gezogen war, und führte die fremde Schöne in sein edles Haus ein.

So lernte auch mein Vater eine junge Deutsche edler Geburt kennen, deren Ältern mit dem Erzherzog Philipp nach Spanien gekommen waren. Die Ahnen meiner guten Mutter, die Herren von Losenstein waren einst mächtig in jenen Gegenden von Österreich gewesen, wo das Hochgebirge sich an die Steyrischen Alpen anschließet. Hier herum standen ihre Burgen auf vielen Felsengipfeln, und der Lauf des Steyerflußes ging weithin durch ihr Gebieth. Unglücksfälle, Fehden, und

mehr als dieß, ein unruhig stürmischer Geist schwächten nach und nach ihre Macht; sie verloren ihre Besitzungen, und bald war Schloß Claus an der Steyer ihre letzte und einzige Habe. Auch dieß ging endlich verloren, und die Nachkömmlinge der ehemahls mächtigen Herren von Losenstein dienten in Hofämtern an dem Throne der Habsburger, deren Ahnherren Rudolph ihre Ahnen sich wohl einst an Macht und Ansehen gleichstellen konnten.

Dieß und so manches vom deutschen Vaterlande erzählte mir meine Mutter, wenn ich, als kleiner Knabe, in den Stunden der Dämmerung horchend neben ihrem Spinnrocken saß, und schon damahls schwebten die eisigen Gebirge mit ihrem ewigen Schnee, ihren undurchdringlichen Forsten, ihren weiten Seen, festen Schlössern, und so manche schauerlich schöne Sage von Geistern und treuen keuschen Frauen, die sich in Lieb' und Leid langsam verzehrt hatten, vor meiner Seele, und mich zog eine sehnsüchtige Ahnung in das düstre stille Land, das mich, wie eine Heimath tiefer Ruhe, vertraulich ansprach.

Als späterhin Carlos der Erste den Römischen Thron bestieg, und seinem Bruder Fernando die Deutschen Erblande überließ, der durch die Hand

der Ungarischen Anna, Böhmen und Ungarn damit verband, und das Haus Österreich zur ersten Macht in beyden Hemisphären erhob, da liebte es die Spanische Jugend vorzüglich, in den Kriegen, die dieser Fürst gegen seine Grenznachbarn, die Türken, führen mußte, ihren Muth und ihre Glaubensfreudigkeit zu üben, und drängte sich unter die Schaaren, die unter Herzog Alba, von Carlos seinem Bruder zu Hülfe gesendet, nach Deutschland und von da nach Ungarn zogen.

Herzog Alba war damahls ein junger feuriger Herr, und hatte sich eben aus den Armen einer jüngst angetrauten geliebten Gemahlinn gerissen, um den Kriegszug gegen die Ungläubigen zu thun. Mir war meine gute Mutter vor nicht langer Zeit gestorben, den Vater hatte ich kaum gekannt; so folgte ich gern dem Zuge des eignen Herzens wie dem Rufe der Ehre, und trat unter des Herzogs Fahnen, da in Spanien den leichten, nach Abentheuern lüsternen Jüngling kein theuers Band mehr hielt.

Wir zogen durch das schöne Frankreich und den größten Theil von Deutschland. Ich könnte manches erzählen von den Städten und Schlössern, die ich gesehen, dem zierlichen Wesen der Franzosen und der treuen Rechtlichkeit der Deut-

schen, in denen ich die Gesinnungen meiner guten Mutter wieder fand, von Pracht und Herrlichkeiten in Pallästen und Kirchen, und von der ungemeinen Liebe des Deutschen zu seinen Waffen, also, daß ihm kein Preis für eine schöne Wehr zu theuer ist, und ihre Rüstkammern das Schönste sind, was ich in der Art in den übrigen Ländern sah. Aber das gehört nicht zu der Geschichte, der diese Blätter gewidmet sind, und ich breche ab.

Wir hatten ohne sonderliche Zufälle die Grenze von Österreich erreicht. Der schöne Donaustrom, der uns schon durch manches deutsche Land begleitet hatte, war auch hier eine Weile unser Führer. Aber bald verließ der Herzog mit einem Theile seines Gefolges das Heer, um einen Freund zu besuchen, dessen Bekanntschaft er in Spanien gemacht, und der ihm bis Regensburg Bothen entgegengesendet hatte, ihn auf seine erst kürzlich erkaufte Besitzung, das Schloß Claus im Gebirge, einzuladen. Nicht sobald hatte ich diesen Nahmen gehört, als ich dem Herzoge recht inständig anlag, daß er mir erlauben möchte, ihm nach einer Gegend zu begleiten, aus welcher die Voraltern meiner Mutter stammten, und von der sie mir so manches erzählt hatte. Der Herzog bewilligte gern meine Bitte, und so zog unser stattlicher Haufen

durch angenehme, fruchtbare Gegenden endlich bis in ein schönbegrüntes Thal, das hohe, aber freundliche Berge einschlossen.

Die Morgensonne strahlte in unsern blanken Waffen, die Spanischen Hengste brausten muthig in der klaren kühlen Luft, die Bewohner der Hütten sahen erstaunt die langen Reihen fremder prächtiger Gestalten und Trachten, die weithin durchs Thal schimmerten, und auch in meinen Gefährten weckten die Schönheit des Morgens und die Erwartung festlicher Tage auf Schloß Claus einen fröhlichen Geist, und belebten den Zug mit muntern Gesprächen.

Allmählich wurden die Berge zu beyden Seiten steiler und schroffer. Eine lange Felsenwand zog sich an unserer rechten Seite hin, links rauschte tief unten im steinichten Beete ein wilder Fluß, und nun erschien plötzlich, wo das Thal sich vor unsern Augen in waldigen Anhöhen zu schließen schien, auf einem vorspringenden Felsen ein stattliches Schloß. „Das ist Claus!" rief der Herzog, sich nach mir umwendend, und mit dem Degen nach der Burg weisend. Mein Herz schlug höher, und nicht ohne Bewegung sah ich den alten Sitz meiner Ahnen wieder, und gedachte ihrer ehemahligen Macht und Herrlichkeit und der Vergänglichkeit

aller menschlichen Dinge. Meine Betrachtungen wurden bald unterbrochen. Am Fusse des Schloßberges fand sich der Eigenthümer desselben, von allen seinen Mannen und Knechten begleitet, ein, um den Herzog nach Würde zu empfangen und auf die Burg zu führen. Er that es mit Bezeugung vieler Freude und Höflichkeit; doch schien es mir, einen Ausdruck von Verwunderung und Mißbehagen in seinen Blicken zu entdecken, als er das überzahlreiche Gefolge seines hohen Gastes gewahrte, das den Thalweg weit hinab mit Glanz der Waffen und bunten Farben der prächtigen Kleider deckte. Doch lud er uns alle freundlich ein, und ritt zur Linken des Herzogs dem Zuge voran, der sich durch Wald und Büsche den oft gekrümmten Weg empor langsam bis zum Schloß bewegte.

Hier entstand bald ein reges lautes Leben. Was zum Schlosse gehörte, war bemüht uns freundlich zu bewillkommen, für unser, und unserer Pferde bestes Unterkommen zu sorgen, so wie wir unserer Seits Alles thaten, um unsern Wirthen so wenig als möglich beschwerlich zu fallen. Doch reichte der kleine Raum des Schlosses nicht hin, die große Zahl der Gäste bequem unterzubringen. Nur die Ältesten und Vornehmsten erhielten eige-

ne Gemächer, die jungen Leute mußten sich's gefallen lassen, in großen Sälen zu sechs oder mehr zusammen zu schlafen, oder in dem abgelegenen Theile des alten Gebäudes, das rückwärts an den neuen zierlichen Bau stieß, ihr Unterkommen zu finden.

Unter dieser Zahl war auch ich, und was den Andern unwillkommen schien, war mir erwünscht. Schon beym Heraufreiten über den Berg war dieser alte Theil des Schlosses sammt einer kleinen Kapelle, die noch weiter rückwärts im Walde stand, mein Augenmerk gewesen. Wahrscheinlich war dieses verlassene, vernachläßigte Gemäuer der Aufenthalt der ehemahligen Herren dieser Burg, also der Vorältern meiner Mutter gewesen, und ich freute mich, auf diese Art die beste Gelegenheit zu finden, um es genau zu untersuchen. Aber so lange die Sonne am Himmel stand, war an kein einsames Wandern durch diesen stillen Aufenthalt der Vergangenheit zu denken; Gelage, gesellige Lust und laute Freuden hielten uns alle in dem bewohnten Theile der Burg beysammen, und nur spät, als es schon ganz Nacht geworden war, wurden wir von den Dienern des Hauses, Jeder zu seiner Schlafstelle, geführt.

Mein Weg ging durch manchen langen Gang,

in dem der Schall unserer Tritte, von einem dumpfen Echo wiederhohlt, mich öfters stutzen und horchen machte, ob nicht Jemand vom andern Ende des Ganges uns entgegen käme, indeß der zweifelhafte Schein unsrer Leuchte, der die Finsterniß eher zeigte als zerstreute, wie er sich seltsam an schwarzen hohen Pfeilern brach, oder in Nischen und Seitengängen hingleitete, mir wandelnde Schatten vorzuspiegeln schien, die vor den unberufenen Störern ihrer Ruhe scheu in die alte Dunkelheit zurückflüchteten. Diese Vorstellungen, die wohl einem Andern, der sich hier ganz fremd gewußt hätte, ein schauerliches Gefühl erregt haben würden, sprachen mich vertraulich an. Waren es doch die Geister meiner Vorältern gewesen, die hier in den altgewohnten Mauern hausten, und einst in den Tagen ihrer irdischen Laufbahn von demselben Blute belebt waren, das jetzt noch in meinen Adern rieselte! In dieser Überzeugung wünschte ich manchmahl, daß diese wesenlosen Täuschungen, deren Ungrund mir meine Vernunft wohl zeigte, mehr als das, daß sie wirklich Reste und Äußerungen einer versunkenen Vorwelt seyn möchten, die mir nicht fremd, die mir verwandt und theuer war, und, indem ich mich solchen Träumereyen überließ, war ich über Treppen und

Gänge, durch hohe Säle und manches verödete Zimmer meinem Führer bis an eine Thüre voll alterthümlichen Schnitzwerks gefolgt. Er öffnete, und ich trat in ein hohes weites Gemach, in welchem die wenigen Einrichtungsstücke von ehemahliger Pracht und Glanz, zugleich aber auch von der Verlassenheit und Unbewohntheit des Gebäudes zeugten. Mein Führer entschuldigte die unangenehme Schlafstelle, die er mir anzuweisen hätte; aber das neue Schloß fasse die Gäste nicht alle, und so müßten denn die Jüngern und Beherztern sichs freundlich gefallen lassen, einige Nächte in diesem öden Gemäuer zuzubringen. Ich nahm diese Entschuldigung recht gern an, besonders da ich sah, daß in dem ungeheuern Himmelbette ein reines bequemes Lager für mich besorgt war, und ein Bethschemmel mit Crucifix und Weihwasser mich vertraulich ansprach. Übrigens standen noch einige Stühle und Tische in dem Gemach, und an der Wand hingen dunkle Bilder.

Ich beurlaubte meinen Führer, verrichtete, ehe ich mich niederlegte, mein Nachtgebeth auf dem Bethschemmel, auf dem vielleicht manche meiner Ahnen ihre frommen Gedanken zu Gott mochten gerichtet haben, und entschlief bald, von der Zerstreuung und den Bewegungen dieses Tages ermüdet.

Ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich, wie durch etwas außer mir geweckt, vom Schlafe empor fuhr. In dem Augenblick schlug die Uhr im Thurme des Schlosses Mitternacht, und ich sah mein Gemach sich von einem Schimmer erhellen. Ein Mann in alterthümlicher Hauskleidung trat von der Seite, die mir die Vorhänge meines Bettes verbargen, mit einer Leuchte in der Hand ein, und ging, ohne sich um mich zu bekümmern, langsam durchs Zimmer. An der entgegengesetzten Seite blieb er vor einem der Bilder stehen, die dort an der Wand hingen, sah es lange an und seufzte tief. Ich hielt mich stille, weil ich doch sehen wollte, wie sich der sonderbare Auftritt endigen würde; aber es dünkte mich seltsam, ja unartig, daß einer von den Bewohnern des Schlosses sich gerade diese Zeit wählte, um hier ein Gemählde zu betrachten, das den ganzen Tag zu besehen in seiner Macht stand, und schon war ich im Begriff, da der Fremde seiner Beschauung kein Ende machen zu wollen schien, ihn anzureden, als er sich mit einem schmerzlichen Seufzer umwandte, und ich ein Gesicht erblickte, dessen aschgraue, verfallene Züge, der seltsame Blick der hohlen Augen, und das fremdartige in der ganzen Haltung des Mannes, mir eine Art von Schauer

einflößten, daß ich es nicht wagte, den Greis, der hier einem schmerzlichen Gefühle unbelauscht Raum zu geben geglaubt hatte, durch meine unvermuthete Anrede vielleicht in Verlegenheit zu setzen.

So blieb ich still, und der Alte entfernte sich wieder, woher er gekommen war; mich aber beschäftigte der wunderliche Besuch gar sehr, und ein heimliches Grauen, das ich, jemehr ich der Sache nachdachte, je weniger überwinden konnte, hielt mich lange Zeit schlaflos.

Als ich bey hellem Tage endlich erwachte, beschloß ich, sogleich zu untersuchen, woher der Mensch, der diese Nacht auf meinem Zimmer gewesen, gekommen, und wer er seyn mochte; denn unter den Leuten, die ich gestern auf dem Schlosse gesehen, war diese Gestalt mir nicht erschienen. Ich stand auf, schaute, und fuhr betroffen zurück, denn an der Seite des Zimmers, wo mein Bett stand und woher der Fremde gekommen war, war keine Thüre zu sehen. Mich überlief es, ich tastete die ganze Wand entlang, ob vielleicht ein Drücker oder eine Feder zu finden seyn möchte, die mir einen verborgenen Eingang öffnen sollte — es war nichts zu sehen, und die Wand schien von einem Ende zum andern ganz und fest. Nun wandte ich mich mit sehr unheimlichem Gefühle ab, und ging

auf das Bild zu. Aber so wie dort Grauen und ein inneres Entsetzen mich durchschauert hatten, so fühlte ich jetzt meine Seele von ganz entgegengesetzten Empfindungen ergriffen. Ach, was ich damahls erblickte, hat schmerzlichen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt, und als die schöne Täuschung zu spät zerrann, war mein Loos längst gefallen.

Es war das Conterfey eines jungen Frauenbildes in allem Reize der Unschuld und der Trauer. Schöner, oder wenigstens lieblicher hatte ich weder in der Natur, noch in Abbildung jemahls ein weibliches Wesen gesehen, und ich war doch in manchen Landen von Europa gewesen, und hatte, als ich mit dem Kriegsheere Kaiser Carlos in Italien stand, Gelegenheit, viele Meisterwerke der Kunst zu sehen. Sie war im schwarzen Kleide abgebildet, dessen Verzierungen von Reichthum und hohem Stande zeugten. Unter einer Art von Schleyer floß ihr blondes Haar gescheitelt zu beyden Seiten auf die Schultern nieder, ihre großen blauen Augen waren mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers zum Himmel gerichtet, und den feinen, halbgeöffneten Lippen schien ein schmerzlicher Seufzer zu entfliehen. Ich konnte mich nicht satt an diesem Bilde sehen; es war mir, als lebte es, als

sollte es jetzt, jetzt zu sprechen anfangen, und mir die Leiden klagen, die sein Herz drückten, ja, es kam mir nach und nach vor, als wären mir diese Züge nicht ganz fremd, als hätte ich dieß Frauenzimmer schon irgendwo gesehen, und endlich wurde ich so fest von ihrem Leben und ihrem Daseyn in der Welt überzeugt, daß ich mir selbst hoch und theuer gelobte, sie aufzusuchen, wo sie auch seyn möchte, ihr ihren Schmerz abzufragen, sie zu trösten, innig zu lieben, und wieder ihre Liebe zu gewinnen.

Verloren in diese Gedanken, war ich schon eine Weile vor dem Engelsbilde gestanden, als mir auf einmahl die Ursache einfiel, warum ich es angesehen hatte, und mich überlief ein Grauen. Vor diesem Bilde hatte die räthselhafte Erscheinung dieser Nacht stille gestanden, dieß hatte sie mit Schmerz betrachtet und sich mit Seufzern davon gewendet! O barmherziger Gott! dachte ich: Was soll das bedeuten? Gehört jener wunderbare Greis der Geisterwelt an? Hängt sein Schicksal mit dem dieses holden Wesens zusammen, und ist diese Gestalt auch schon vielleicht längst von der Erde verschwunden? Diese Fragen, indem sie mich mit Schauer übergossen, dämpften zugleich die auflodernde Hitze mei-

ner Leidenschaft, und stürzten mich in ein Meer von Zweifeln.

Indem ich noch so stand, pochte es rasch an meine Thüre. Ich öffnete. Einer von den Edelknaben des Herzogs stand davor: Ich möchte mich fertig halten, binnen einer Stunde als Courier abzugehen; der Herzog habe diese Nacht Depeschen bekommen, die eine schnelle Mittheilung an die Armee in Ungarn nöthig machten. Dieser Auftrag, der mir sonst sehr gleichgültig gewesen wäre, traf mich jetzt wie ein Donnerschlag. Jetzt sollte ich fort, fort von dieser Stelle, die mir so wichtig geworden war, fort von aller Möglichkeit, Erkundigungen über den Gegenstand so heißer Wünsche einzuziehen, und vielleicht ohne Hoffnung, jemahls in diese Gegenden zurückzukommen, wo allein ich ihn zu finden hoffen konnte! Das war das unglückliche Loos des Soldaten, der, nie seines Schicksals Meister, sich von fremder Willkühr und dem Gesetze der Ehre tyrannisch gebiethen lassen, und das Loos jedes neuen Tages mit unsicherer Erwartung aus der Hand des Zufalls annehmen muß.

Ich faßte mich und sagte dem Pagen, ich würde gehorchen, kleidete mich auf der Stelle an, nahm Abschied von der geliebten Gestalt, deren Züge fest in mein Gedächtniß gedrückt blieben, und ging

durch die langen öden Gänge des alten Schlosses hinüber in das neue Gebäude, worin, als dem schönsten Theile des ganzen Hauses, dem Herzog seine Gemächer angewiesen waren. Da mir aber das Abentheuer dieser Nacht beständig im Sinne lag, untersuchte ich vorher die Lage und Abtheilung des alten Schlosses, in dem ich geschlafen. Die unregelmäßige Bauart, die ungleiche Größe und Lage der Thüren und Fenster, selbst die Verlassenheit, der Ruin, in dem Alles schon seit sehr langer Zeit verfallen zu seyn schien, zeugte von hohem Alter. Mein Zimmer, das konnte ich deutlich erkennen, war das Äußerste, und an die Wand, woraus der Alte diese Nacht gekommen war, nichts angebaut, nichts, als unten ein niederer Gang, der aus dem Erdgeschosse über einen freyen Platz nach der weiter rückwärts am Walde stehenden Kapelle führte.

Alle diese Bemerkungen dienten nicht dazu, mein Grauen zu zerstreuen, oder meine Neugierde zu vermindern, und immer mehr und mehr mußte ich bedauern, daß ein plötzliches Machtwort mich so schnell von einem Orte trieb, an dem ich so viel zu erforschen gehabt hätte, und den ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in meinem Leben nicht wieder betreten sollte.

Als ich zum Herzog kam, mußte ich noch eine Weile im Vorsaale warten, weil er mit dem Schreiben nicht fertig war. Es traten nach und nach mehrere seiner Leute, Offiziere, Diener, und endlich der Herr des Schlosses ein. Man erkundigte sich höflich nach allerley Dingen. Die Burg, die Gegend, unsere Reise bothen den Stoff zum Gespräche; am meisten hatten die zu fragen, die der Zufall so wie mich in das alte Gebäude gebettet hatte. Obwohl nun vielleicht keiner eines geisterhaften Besuches, wie ich, zu erwähnen hatte, so war doch Diesem das, Jenem etwas anders in den uralten Gemächern aufgefallen, und der Hauswirth bemühte sich vergeblich, ihnen allen genügenden Bescheid zu geben; denn er selbst hatte die Burg erst vor Kurzem von einem Besitzer gekauft, der in dumpfer Gleichgültigkeit mit seiner Familie den vordern Theil bewohnt, seine Wirthschaft getrieben, und sich um so weniger um das veraltete Gemäuer bekümmert hatte, als die Sage ging, es sey von unheimlichen Wesen, Geistern und allerley Spuck bewohnt. Die Kameraden lachten, sie hatten nichts gesehen noch gehört; mich aber machten diese Worte aufmerksam, ich trat näher und fragte, was man sich so eigentlich erzähle?

Ich sah, daß diese Frage dem Burgherrn unangenehm war, und daß es ihn reute, so viel gesagt zu haben. Dummes Volksgeschwätz! erwiederte er: Ich habe nie darauf gehorcht, und kann Euch daher nichts Näheres sagen. Es ist so Sitte im Lande, und keine alte Burg zu finden, die der Aberglaube nicht mit Gespenstern bevölkerte. Übrigens steht die Burg schon seit dem zwölften Jahrhunderte, das weiß man aus den Archiven, und gehörte bis vor ungefähr hundert fünfzig Jahren den Herren von Losenstein, einem reichen, mächtigen Geschlechte, das durch allerley Schicksale sehr herabgekommen und nun ausgestorben ist.

Meine Mutter war die Letzte dieses Stammes, fiel ich ein: Ihr Vater starb in Spanien, mit ihm ist das Haus erloschen.

So? erwiederte der Burgherr lebhaft und höflich: Nun, es freut mich, daß der Zufall Euch gerade hierher in den ehemahligen Wohnsitz Eurer Ahnen führte; so wird dieß wenigstens Eurem Aufenthalte einigen Reiz geben.

Ich verneigte mich, und ergriff diese Gelegenheit, um nach dem Bilde zu fragen, das mir so sehr am Herzen lag. Ach, lieber Herr von Pennalosa! antwortete der Burgherr: Hierüber müßt Ihr mich nicht befragen. Es gibt so viele Bilder

aus alter und neuerer Zeit in diesem Schlosse, auch sind bey Gelegenheit dieses werthen Besuches die Einrichtungsstücke gar mannigfach hin und her gebracht, und wenig an seiner alten Stelle gelassen worden. Übrigens weiß ich, daß des vorigen Eigenthümers zwey Töchter sehr schöne Mädchen, und fast so gebildet gewesen seyn sollen, wie Ihr das Bild beschreibt. Wohl möglich, daß es die Eine derselben vorstellt!

Und wie hieß dieser letzte Eigenthümer?

Es war ein Herr von Volkersdorf, der draußen auf dem flachen Lande noch mehr Besitzungen hat. Wenn Ihr mit dem Herzog nach Wien geht, müßt Ihr an einem seiner Schlösser dicht vorbey.

Bey diesen Worten trat der Edelknabe aus des Herzogs Zimmer, und rief mich hinein. Die Depeschen waren fertig, der Herzog gab sie mir, indem er mir die höchste Eile einband, und eine Reiseroute überreichte, die mich nicht über Wien, sondern weiterhin durchs Gebirg, neben den Stiften Spital und Admont vorbey, durch Steyermark geraden Weges nach Ungarn führen sollte. Dieser neue Befehl war mir höchst ärgerlich; denn er zerriß den letzten Faden, woran sich meine Hoffnung, die Wirklichkeit des schönen Bildes zu finden, knüpfte.

Mein Mißmuth mochte sich in meinen Zügen zeigen. Sorget nicht, Don Rodrigo, sagte der Herzog, weil Ihr von Bergen und unbekannten Örtern hört, daß ich Euch einen zu beschwerlichen, oder von allen Bequemlichkeiten entblößten Weg sende. Die Straße, die Ihr bereiset, ist ein vielbetretener Handelsweg, der von hier bis an das Meer führt, und war in alten Zeiten der Weg, den die Pilger nach dem gelobten Lande zogen. So mag es Euch, einem Streiter für das heilige Kreuz, wohl ziemen, die Straße zu gehen, auf der sie einst gewallfahrtet haben. Diese freundliche Auskunft des Herzogs machte jeden Einwurf unmöglich. Ich dankte ihm für seine Sorgfalt, bestieg mein Pferd, und blickte noch oft mit schwerem Herzen nach der Burg zurück, die ein mir so theures Geheimniß verschloß.

Ich war einige Stunden auf gutem und lieblich abwechselndem Wege zwischen Bergen hingeritten, die immer höher wurden, und auf deren kahlen Spitzen ich zu meiner großen Verwunderung jetzt im Maymonath noch Schnee fand. Endlich neigte sich die Sonne diesen kahlen Gipfeln zu; aber zugleich stiegen ringsum Wolken hinter den Bergen auf, die Thäler dampften von dem heißen Tage, und eine drückende Schwüle schien die Hitze des

Mittags verlängern, und keiner Kühle der kommenden Dämmerung weichen zu wollen. Bald, wie das in Gebirgsgegenden der Fall ist, zog das Wetter herauf, es blitzte hinter und vor mir, die Donner rollten erst dumpf und fern, dann immer näher, und bis der zweyte kam, war der erste noch nicht von allen Berggipfeln und Felsenwänden zurückgeprallt, die den dumpfen Laut zwanzigfach wiederhohlend verlängerten. Einzelne Tropfen fielen, Landleute, die mir begegneten, und in eiliger Hast mit Pflug oder Karren ihre Hütten zu erreichen strebten, sprachen von einem schweren Gewitter, und riethen mir einzukehren. Ich eilte fort und hoffte, es sollte wohl noch überhin gehen, oder nicht viel schaden.

Indessen war ich recht in den Kessel der höchsten Berge gekommen. Die Sonne war hinter diesen himmelnahen Felsen längst verschwunden, die Dämmerung und das Wettergewölke hatten den Tag so verlöscht, daß die Blitze schon leuchteten, als jetzt mit einem jähen prasselnden Donnerschlag die Wolke borst, und der Regen in Strömen niederstürzte. Zugleich donnerte es so schnell hinter einander, die Berge hallten die Schläge so heftig wieder, die Blitze fuhren so nahe und blendend um mich, daß mein Pferd sich erschrocken zu bäumen

anfing, und ich wohl einsah, daß ich den Rath der kundigen Landleute nicht hätte verschmähen und mich früher um ein Obdach umsehen sollen. Indeß war ich wieder etwas in der Dunkelheit fortgeritten, als ein heftiger Blitz mir plötzlich zur rechten Hand ein großes ansehnliches Gebäude nebst einer Kirche zeigte, das im Schooße riesenmäßiger Alpengebirge sicher dalag. Ich war froh über diesen Anblick, und lenkte mein Pferd alsobald dahin.

Triefend und schaudernd vor Kälte stieg ich ab und zog die Klingel. Ein freundlicher Greis in priesterlicher Kleidung machte mir auf, und ich sah mich mit angenehmem Gefühle in einem reinlichen, hell erleuchteten Klostergange, in welchem zierliche Thüren zu den Zellen der Geistlichen führten, und einige mit Blumen geschmückte Altäre standen, vor denen ewige Lampen brannten. Ich sagte dem P. Pförtner, was mich hierhergeführt hatte; er bedauerte meinen Unfall, hieß mich in seinem Stübchen warten, und ging, dem Abte meine Ankunft zu melden. Ich sah mich unterdeß in dem netten Zimmer um. Diese Heiterkeit der Einrichtung, diese Sicherheit und Stille des Daseyns innerhalb dieser Mauern, während draußen Sturm und Ungewitter tobten! Ach! dachte ich, so wohl, so behaglich, wie mir hier ist, müßte auch dem seyn,

der aus den Stürmen eines verworrenen oder unglücklichen Lebens sich hierher retten könnte! Ich überließ mich diesen Betrachtungen, als der P. Pförtner wieder kam, um mich zu dem Abte zu geleiten. Es war gleich Essenszeit, ich zog trockene Kleider an, und folgte meinem Führer in den Speisesaal. Hier fand ich in der schönen hochgewölbten Halle, bey hellem Kerzenscheine, zwölf ehrwürdige Greise versammelt. Man bewillkommte mich mit Auszeichnung meiner Sendung willen, und ein eben so angenehmes als unterrichtendes Gespräch verkürzte die Tischzeit. Das waren keine Mönche, welche, die unerprobte Jugend in die düstern Schranken eines Klosters verbergend, sich zeitlebens in einem engen Kreise der Gedanken bewegt hatten. Alle diese Männer hatten einst in und mit der Welt gelebt. Jener war Caplan und Beichtiger an einem bedeutenden Hofe gewesen, dieser war in Staatsgeschäften, ein dritter in diplomatischen Sendungen gebraucht worden, und Alle hatten, müde des ungenügenden und beunruhigenden Treibens, sich endlich, nach Ruhe und wahrem Glücke verlangend, hierher begeben.

Der Saal war mit mehreren guten Gemählden verziert. Einige stellten heilige Gegenstände vor, andere aber mochten Abbildungen frommer

Männer seyn, die einst in diesem Hause sich merkwürdig gemacht hatten, denn sie erschienen meist in gleicher, und dem Gewande meiner jetzigen Gesellschafter ähnlichen Kleidung. Nur zwey Gemählde fielen mir auf, so, daß ich nicht umhin konnte, darnach zu fragen. Das Eine stellte einen schönen jungen Mann in ritterlicher Kleidung vor. Helmkleinodien und Wappen zeugten von hohem, fürstlichen Stande, und das Kreuz auf dem Mantel bezeichnete ihn als einen Kämpfer gegen die Ungläubigen, und somit als meinen Streitgenossen. Diesem Bilde gegenüber war ein Bischof im vollen Ornate mit Infel und Stab. Hinter dem purpurnen Vorhange, der sich über ihm in prächtigen Falten aufzog, erblickte man eine gebirgige Gegend, und in derselben ein Gebäude, welches fast so aussah, wie das Stift, indem ich mich jetzt befand, mir in der schnellen Beleuchtung der Blitze erschienen war. Was mich aber bey diesen beyden Bildern am meisten anzog, war die unverkennbare Ähnlichkeit in den Gesichtszügen beyder Männer, so, daß jener ritterliche Jüngling und dieser ehrwürdige Bischof entweder Eine und dieselbe Person, oder nahe Verwandte seyn mußten. Ich fragte meinen Nachbar. Das ist unser Stifter, erwiederte er, Graf Otto, aus dem fürstlichen Hause

von Andechs, das in Steyermark und Kärnthen mächtig war, und bis zur Herzogswürde stieg, Bischof von Brixen und Bamberg, und Gründer dieses Hauses! Dort aber ist er in seiner Jugend abgebildet, wie er noch, fern von dem Gedanken, seine kriegerische Laufbahn sobald auf diese Art zu beschließen, mit dem heiligen Kreuze bezeichnet durch diese Gegenden in's gelobte Land zog. Jetzt sah ich den Ritter genauer an. Es war ein sehr edles Gesicht, dessen jugendliche Fülle und Freudigkeit sich bey dem alternden Bischof in trüben Ernst und einen lebensmüden Ausdruck der tiefen Züge verwandelt hatte, die mit den himmelwärts erhobenen Augen das Glück in einer andern, bessern Welt zu suchen schienen. Ich theilte dem Geistlichen meine Bemerkungen mit. Ihr habt nicht falsch gesehen, antwortete dieser: Graf Otto von Andechs hat schon in früher Jugend die Stürme des Lebens erfahren, und sich zeitlich vor ihnen in die Stille des Klosterlebens geflüchtet. Wenn Ihr unserm Stifte länger die Ehre Eures Besuches gönnen könntet, Herr von Pennalosa, so sollte es mir ein besonderes Vergnügen seyn, Euch die Geschichte unsers Hauses und zugleich seines Stifters mitzutheilen. Die Bibliothek und das Hausarchiv stehen unter meiner Aufsicht, und es war eine

angenehme Beschäftigung meiner einsamen Stunden, das, was ich über diesen Gegenstand fand, mit Treue und Liebe zusammenzutragen.

Diese Blätter zu sehen und zu lesen, blieb mir wohl keine Hoffnung; denn morgen mit dem Frühesten mußte ich fort, und so abermahls der Befriedigung einer gerechten Neugierde entsagen. Wir standen bald darauf vom Tische auf, und ich begab mich zur Ruhe, um so bald als möglich am folgenden Morgen aufbrechen zu können.

In dieser Nacht gaukelten seltsame Träume um mich. Die schöne Frau aus Schloß Claus, der Ritter von Andechs und meine eigene Gestalt verwirrten sich in wunderbaren, oft wechselnden Beziehungen vor meiner Seele; ich konnte aber keines dieser Bilder auffassen oder verstehen, so, daß mir auch, als ich erwachte, nichts als eine unbestimmte aber lebhafte Erinnerung, und eine wehmüthige Sehnsucht übrig blieb, die mich nach jener himmlischen Frauengestalt zog, und mir eine unbekannte Verkettung unserer Schicksale anzudeuten schien.

Der Morgen war hell und kühl nach dem Gewitter des vorigen Abends hinter den Bergen heraufgestiegen. Ich beurlaubte mich von den gastfreyen Vätern, bestieg mein Roß, und betrachtete

im Morgenlichte die wildschön schauerliche Gegend und das Kloster, das wie in einem Asyle tiefer, ungestörter Ruhe zwischen diesen himmelanstrebenden Bergen lag, mit einem seltsamen Gefühle. Es war mir, als zögen mich diese Felsengipfel zauberisch an, als winkten die Fichten, die im Morgenwind rauschten, mir da zu bleiben, als spräche das stille freundliche Stift, gleich meiner Heimath, mich einladend und ruheversprechend an. Doch von ferne winkten Pflicht, Ehre, kriegerischer Ruhm, und vor Allem die Hoffnung, das Original des Bildes zu finden, das wie der Leitstern aller meiner künftigen Handlungen und Bestrebungen hell vor mir schwebte.

In drey Tagen war ich bey der Armee, die an der Ungarisch-Steyrischen Grenze stand. Bald hohlte uns der Herzog ein, die Kriegsoperationen gingen rasch vorwärts und mit wechselndem Glücke. Bald wichen die Türken unserer Tapferkeit, bald, wenn ihr großer Sultan Soliman sie in Person anführte, mußte das Christliche Heer sich zurückziehen. Doch nun versammelte dieser seine ganze Macht, und rückte unaufhaltsam gegen Österreich vor. Verheerung, Raub und Mord bezeichneten die Schritte des heranwogenden Heeres, der Brand der Dörfer leuchtete bey Nacht seinem schrecklichen

Zuge; was nicht fliehen konnte, fiel unter dem Schwerte der Heiden, und Ströme von Christenblut düngten die Felder von Steyermark und Österreich. So riß sich der Sultan unwiderstehlich bis vor die Mauern Wiens. Aber hier fand er heldenmüthigen Widerstand in der Entschlossenheit der tapfern Bürger und den klugen Gegenanstalten des heldenmüthigen Grafen Niklas von Salm, unter dessen Fahnen ich bey Pavia in jener denkwürdigen Schlacht zum ersten Mahle mein jugendliches Schwert versucht hatte. Auch dießmahl brannte ich vor Begierde, mich vor seinen Augen auszuzeichnen, und strebte darnach, unter dem kleinen Haufen zu seyn, der mit ihm sich in die geängstete Stadt werfen, und diese Vormauer der Christenheit vertheidigen durfte.

Es war noch eine geheime Absicht, die mich zu diesem Schritte trieb. In der großen Residenz, wo Bewohner aus allen Theilen des Reiches zusammenströmten, sollte sich, dachte ich, doch vielleicht eine Spur der Unbekannten finden, die ich mit brennender Begierde in der ganzen Welt aufzusuchen entschlossen war. Die Belagerung begann, Wien wurde unaussprechlich bedrängt, aber es hielt sich tapfer. Mit den Bürgern zugleich vertheidigte unser kleiner Haufe die Wälle, und endlich

hatten wir das unbeschreibliche Vergnügen, nach mehr als zwanzig abgeschlagenen Stürmen, und nachdem der Feind durch Krankheit und unsere Schwerter mehr als dreyßigtausend seiner tapfersten Janitscharen vor den Mauern Wiens gelassen hatte, diesen endlich in der Hälfte des Octobers abziehen zu sehen. Indessen dauerte der Krieg mit den Ungläubigen noch mehrere Jahre fort. Der Herzog von Alba war längst schon nach Spanien zurückgekehrt, wo andere Geschäfte seine Gegenwart forderten. Er trug mir an, ihn abermahls zu begleiten, denn er wollte mir wohl, und hatte sich meiner oft bey nicht unwichtigen Dingen bedient; mich aber hielt jene schwärmerische Hoffnung in diesen Landen, und ich war durch hundert kleine geheimnißvolle Andeutungen, wie durch meine Träume, in denen die geliebte Gestalt lebhaft vor mir stand, von ihrem Daseyn so fest als von meinem eigenen überzeugt. So ließ ich meinen Gönner ziehen, verlor das Vaterland und die Hoffnung der Rückkehr aus dem Gesichte, und trat unter ein Deutsches Regiment. Ich zeichnete mich bey einigen Gelegenheiten aus, und man vertraute mir bald größere Unternehmungen an. Bey einer solchen Veranlassung, wo mir ein wichtiger Posten zu behaupten gegeben war, wurden wir von einer

ungeheuren Überzahl angegriffen. Zu siegen war hier keine Hoffnung, aber wohl so lange als möglich den Platz zu halten und ehrenvoll zu sterben. Ich munterte meine Mannschaft auf, wir thaten unsere Schuldigkeit, die Feinde mußten jeden Vortheil theuer erkaufen; endlich kam uns Hülfe, der Posten ward behauptet, aber die meisten meiner braven Leute lagen todt um mich her, und mich selbst hatten viele und schwere Wunden so erschöpft, daß man an meinem Leben zweifelte. Ich wurde nach Wien gebracht. Lange schwebte ich ohne Bewußtseyn zwischen Leben und Tod. Was meinen Zustand am traurigsten machte, war die Erkenntniß des Arztes, daß eine meiner Wunden von dem vergifteten Pfeile eines Tartars herrührte, und obwohl durch einen glücklichen Zufall ein großer Theil des Giftes aus der Wunde geflossen seyn mochte, war dennoch genug zurückgeblieben, um sich meinem ganzen Körper mitzutheilen und mich, wenn ich am Leben bliebe, einem verkümmerten siechen Daseyn und traurigen Alter zuzuführen.

Dieß Alles erfuhr ich nicht sogleich. Vielmehr hielt mich mein Arzt mit freundlichen Hoffnungen hin, und setzte, um mich zu beruhigen, einen Termin meiner völligen Genesung nach dem andern an; aber jeder verging ohne den gewünschten Er-

folg, und nachdem ich mehr als ein Jahr hingesiecht hatte, befand ich mich ungefähr in demselben Zustande, in welchem ich mich in den ersten Wochen nach meiner Verwundung befunden hatte.

So war ich denn in blühender Jugend plötzlich aus allen meinen Beziehungen, Hoffnungen und Bestrebungen gewaltsam herausgeworfen, meine Laufbahn in stolzer Mitte gebrochen, das vergangene Leben lag, ein unbrauchbares Stückwerk, hinter mir, keine seiner Freuden, seiner Auszeichnungen war mehr für mich geeignet. Eine düstre, leidenvolle Zukunft starrte mich an, ich versank in Trübsinn, und endlich in Verzweiflung.

Da erschien das holde Bild, das mein schmerzenvolles Lager lange nicht mehr besucht hatte, wieder in meinen Träumen. Meistens waren es die Gegenden des heimathlichen Schlosses meiner Ahnen. Claus mit seinen Felsen und Wäldern, und die hohen Alpen um Spital, die schon einmahl mir so einladend erschienen waren, stiegen vor den Augen meiner Seele empor. Dort wandelte die holde Bildung und winkte mir liebevoll, und schien mich in jene Gegend ziehen zu wollen, wo ich Ruhe und Erlösung finden sollte.

So ergriff mich immer mehr eine lebhafte Sehnsucht nach jenen stillen Orten, und da ich

in Schloß Claus nicht genug bekannt war, wandte ich mich an die frommen Väter in Spital, die sogleich mit Freuden bereit waren, mir, so lange es mir gefiele, einen Aufenthalt in ihrem Stifte anzubiethen, wo ich meiner Gesundheit pflegen und mich erhohlen könnte. Auch kam mit der Antwort zugleich einer der Conventualen, um mich selbst mit Achtung und Auszeichnung in sein Kloster zu führen.

Sehnsucht und Freude über diese schöne Erfüllung meines heißen Wunsches gaben mir ungewöhnliche Kraft, und ich war in wenig Tagen im Stande, die Reise anzutreten; ja ich fühlte, oder glaubte zu fühlen, als ich mich der geliebten Heimath und den Alpen näherte, wie die reine Luft, die Düfte der balsamischen Kräuter wohlthätig auf mich wirkten. Bey dem Anblicke von Schloß Claus bewegte sich mein ganzes Innerstes, und ich sah gespannt hinter jedes Dickicht, in jedes Hüttenfenster, weil ich gewiß glaubte, das Bild meiner Träume hier lebend zu finden.

Endlich öffnete sich das schauerlich schöne Thal, worin das Ziel unserer Reise lag. Die guten Väter kamen mir achtungsvoll und gütig entgegen, die Pforten thaten sich auf, und abermahls trat ich, um den Stürmen zu entgehen, nach einem

ermüdenden peinlichen Tagwerke in diese stille Heimath der Ruhe.

Ich erhohlte mich hier sichtlich, aber langsam. Die strenge Ordnung, der fromme Wandel der Brüder, die ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen hatten, und nur ihrem Seelenheile lebten, thaten meinem zerrütteten Geiste wohl, die reine Luft der Alpen wirkte mit, es senkte sich nach und nach Ruhe in mein Herz, und einige Kraft in meine Glieder. Ich ging herum, ich besah das Stift, die nächsten Umgebungen, die Einrichtungen. Alles gefiel mir ungemein wohl, und immer öfter und lebendiger drängte sich mir der Gedanke auf, ob ich nicht, wenn es mir denn nimmer gelingen sollte, den geliebten Gegenstand meiner Wünsche zu finden, gar nicht mehr nach Spanien zurückkehren, und ein sieches Leben, das mir und der Welt nicht viel mehr nützen konnte, in diesem heiligen Hause in Übungen der Frömmigkeit und stiller Ergebung zubringen sollte?

Indeß diese Gedanken sich noch in meinem Kopfe hin und her bewegten, ward ich auf einer meiner Wanderungen durch die einsameren Theile des Klosters in einem abgelegenen Gange eines Bildes gewahr, das zuerst meine Aufmerksamkeit, und

dann mein ganzes Wesen in heftigen Anspruch nahm.

Ein Bischof in völligem Ornate, in welchem ich sogleich den Stifter unsers Hauses, jenen Grafen Otto von Andechs erkannte, kniete hier in inbrünstiger Andacht. Er war aber nicht als bejahrter Mann, wie dort, sondern als blühender Jüngling abgebildet. Auf der Erde lagen Harnisch, Speer, Schwert und Schild, die Grafenkrone und mehrere Zeichen ritterlicher und weltlicher Hoheit, alles mit Dornen umwunden, und von dem in sein Gebeth Versenkten achtlos mit dem Fusse hinweggestossen. Über ihm aber — o welch ein Wiedersehen! — schwebte ein Engel in einer lichten Glorie, der ihm mit himmlischem Lächeln einen Palmzweig reichte, und dieser Engel — war ganz unverkennbar das Bild der schönen Jungfrau im Schlosse Claus, die Erscheinung meiner Träume.

Wie mir in dem Augenblicke war, würde ich vergebens zu beschreiben suchen. Freude, Schrecken und heiße Sehnsucht kämpften in mir, mein Innerstes gerieth in schrecklichen Aufruhr, ich wußte nicht, was ich denken, was ich hoffen, was ich fühlen sollte, und eine traurige Vermuthung, die sich mir wider meinen Willen schon so oft aufgedrängt hatte, trat jetzt wieder mit siegreicher Ge-

walt hervor, und schien mit einem Streiche alle Luftgebäude meiner Hoffnung und Sehnsucht zu zerschlagen.

Die Heftigkeit meiner innern Erschütterung wirkte auf meinen schwachen Körper, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, und schleppte mich mit Mühe in mein entlegenes Zimmer. Hier wurde ich wirklich krank, und es brauchte lange, besonders in der strengen Jahreszeit, bis ich mich wieder auch nur einigermassen erhohlte. Während meines langen Krankenlagers besuchten mich die guten Väter fleißig, und suchten, bald durch geistlichen Zuspruch, bald durch lehrreiche Gespräche anderer Art, darnach es mein Seelenzustand zu fordern schien, mir zu nützen. Einer unter ihnen, der Bibliothekar, eben jener, der mir schon bey meinem ersten Besuche so freundlich entgegen gekommen war, schloß sich auch jetzt am nächsten an mich, und von ihm erbath ich mir endlich die Geschichte ihres Stiftes, die, seitdem ich das Bild im Klostergange gesehen, mir schmerzlich wichtig geworden war.

Er brachte mir die Rolle, die er selbst zierlich und ausführlich beschrieben. Ich hielt sie, als er sich entfernt hatte, noch lange in der Hand. Sie enthielt den Urtheilsspruch meiner Hoffnun-

gen. Endlich faßte ich Muth, öffnete sie, und las folgendes:

„In der Zeit, als der Wunsch, das Grab des Erlösers entweder mit frommen Gebethen pilgernd zu ehren, oder mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen, die Christenheit belebte, und unzählige Schaaren, theils wallfahrend, theils als Streiter nach verschiedenen Richtungen das südliche Europa durchzogen, ging auch zwischen unsern Bergen die Straße, die jetzt noch Reisende bequem nach Italien führt, in dieselben Gegenden, und auf ihr wandelten, bald einzeln, bald in Schaaren die frommen Pilgrime, um sich in Venedig einzuschiffen, und zu Wasser in's gelobte Land zu gelangen.“

„Mitten in den Bergen, durch welche die Straße führt, an dem engsten Orte, wo die Steyer sich zwischen Felsen mühsam Bahn macht, und von ihnen bezwungen in gewaltsamer Krümmung sich wüthend an dem Gestein des hohen Ufers zerschlägt, liegt, den engen Paß sperrend und das ganze Thal beherrschend, Schloß Claus. Damahls hausete dort Ritter Eberhard von Losenstein, dessen Stamm, seit Jahrhunderten mächtig, noch viele und schönere Burgen in dem Gebirge und weiter hinaus gegen die Fläche besaß.

Aber Eberhards Sinn fand sein größtes Behagen in diesem Felsenneste, auf dem er, wie ein raubgieriger Aar horstete, und aus dem sichern Hinterhalte auf die Reisenden und Pilger herabfiel, sie niederwarf, beraubte, tödtete, oder in seine Verließe schleppte, in welchen sie, wenn sie sich nicht mit schwerem Golde zu lösen vermochten, elend verschmachten mußten.“

„Die Herzoge von Österreich und Steyermark, als seine obersten Lehensherrn, hatten ihm oft schon gebiethen lassen, das wilde Handwerk niederzulegen; aber trotzend auf seine vielen Mannen und zahlreichen festen Burgen hatte er bis jetzt alle diese Befehle überhört und sein wüstes Leben, das sich zwischen Raubzügen, Jagd und Trinkgelagen theilte, fortgetrieben.

„Weiter aber hinein in’s Gebirge, wo jetzt auf dem Rücken des Pyhrn sich die Grenzscheide zwischen Österreich und Steyermark hinzieht, in dem Thale, wo nun unser Kloster steht, lag ein kleines Dorf, von Köhlern und armen Hirten bewohnt, am Fusse des hohen Boßruk, dessen kahlen Scheitel auch selbst in den Sommermonathen oft Schnee bedeckt. Hier herrschte die tiefste Einsamkeit und Stille, durch nichts unterbrochen, als den Anblick der Pilger, die in einiger Entfernung die Straße

vorbey über den Pyhrn hinauf zogen, und hier lebte beym Pfarrer des Orts, einem alten, frommen Manne, seine verwitwete Schwester und ihre Pflegetochter, eine holde Jungfrau, in aufblühender Schönheit. Niemand wußte, wer Emmas Ältern gewesen waren; denn Frau Gertrud und ihr Bruder beobachteten das tiefste Stillschweigen über diesen Punct. Emma selbst wußte nur, daß sie von ehrlichen Ältern geboren sey, und ihre Mutter und Gertrud Freundinnen gewesen waren. Übrigens entfaltete sich still und verborgen die Blume ihrer Jugend zwischen diesen Bergen, von Niemand als dem Auge Gottes und ihren alternden Freunden gesehen. Zwischen Übungen der Gottseligkeit, weiblichen Arbeiten und der Sorge für die kleine Landhaushaltung floß Emmas einförmiges Leben hin, und bildete sich für ihre künftige Bestimmung, das Kloster, dem ihre Erzieher sie geweiht hatten."

„Emma wußte von keiner Unterhaltung noch Zerstreuung der Mädchen ihres Alters. Tanz, Bankett, Turnier, die Freuden der damahligen Welt, waren ihr kaum vom Hörensagen bekannt, und außer den rohen Hirten und Köhlerjungen hatte ihr Auge noch keine jugendliche Männergestalt erblickt, kein lebhafteres Gefühl jemahls ihr Herz berührt. Ihre einzige, ihre liebste Erhohlung war,

auf den Bergen in der Nähe des mütterlichen Hauses herumzustreifen und Blumen und Kräuter zu pflücken, die sie bald zum Schmucke der Kirche, oder der kleinen Wohnung, bald zu heilsamen Tränken und Arzeneyen verwendete; denn sie kannte die Wirkung der Pflanzen wohl, und verstand sich auf die Behandlung der Kranken, die sie in diesen einsamen Bergen oft wie ein tröstender Engel mit Zuspruch und heilenden Mitteln besuchte.“

„So ging sie eines Tages, abseit der Straße, welche sie nie allein betrat, im Walde auf dem Rücken des Pyhrn hin, wo der schreyende Bach sich mit lautem Getöse, über Steine herabtosend, dem Thale zuwälzt, und suchte ein Kraut, das ihre Mutter ihr bezeichnet, und das sie hier in diesen schattigen Gründen finden sollte. Da schien es ihr auf einmahl, als ob sie durch das Gebrause des Wildbaches, auch noch einen andern leisen Ton vernähme, der einzeln und klagend seltsam an ihr Herz drang. Sie stand still, sie horchte. Es war so, es waren Jammerlaute, ein Ächzen, wie eines Sterbenden, und ihr Innerstes bewegte sich bey diesen Tönen. Erschrocken blieb sie stehen. Was sollte sie thun — sie, die schüchterne Jungfrau, ganz allein, sich vielleicht unziemend in eine Gefahr wagen, oder einen Leidenden ohne Hülfe

schmachten lassen? Aber die Töne klangen fort, und jetzt schwächer, seltner. Ach, ein Unglücklicher hauchte vielleicht den letzten Seufzer aus, ohne menschliche Hülfe, ohne christlichen Zuspruch und Trost! Sie eilte der Stimme nach, sie drang durchs Dickicht, sie zerriß sich die zarten Hände, diese Laute zogen sie gewaltsam nach sich, und so gelangte sie über eine kleine Anhöhe hinab auf einen Wiesenplatz, wo der Bach in ruhigen Wellen hinfloß, und zu ihrem unaussprechlichen Schrecken ein Mann in Pilgerkleidung ausgestreckt an seinem Ufer lag. Es war der Unglückliche, dessen Stimme sie gehört hatte; seine regungslose Stellung, das Blut, das über seine Kleider floß, ließen sie keinen Zweifel mehr hegen, und wollte sie hier helfen, so mußte es bald geschehen. Dennoch war Etwas in ihr, das ihre ganze Natur in Aufruhr brachte, und sie bald mit der Stimme des Mitleids zu dem Leidenden zog, bald mit Angst und Scheu ihre Schritte hemmte. Endlich siegte das Mitleid. Sie hatte den Fremden erreicht, sie bückte sich nieder zu ihm, und ein hochgewachsener Jüngling, bleich, mit geschlossenen Augen, aber so schön, als sie nie einen Mann sich vorgestellt hatte, lag sterbend vor ihr. Sie zitterte, sie wollte sich zu ihm niederknieen, um ihm beyzuspringen,

ihre Knie wankten, sie sank ins Gras neben ihm, und ihr Arm berührte seine Schulter. Das erweckte den Pilger aus seiner schweren Betäubung. Er wendete matt das Haupt um, schlug die großen schwarzen Augen auf, erblickte das Mädchen, und stieß einen leisen Schrey aus. O, Gottlob! Gottlob! Er lebt! rief jetzt Emma, und ihre Thränen flossen. Aber der Fremde sank bald wieder in seinen Todesschlummer, und Emma raffte sich nun auf, erhob des Jünglings Haupt, zog ein Fläschchen mit starkduftenden Essenzen hervor, das sie immer bey sich zu tragen pflegte, und fing an, ihm die Schläfe damit zu reiben, indeß sie ihm einige Tropfen Wassers aus dem Bache zwischen die lechzenden Lippen zu flößen bemüht war."

„Ihre Bemühung gelang, nach einigen Minuten öffnete der Pilger die Augen aufs neue, und Emma sah voll inniger Freude diese Sterne aufgehen, und sich mit unbeschreiblichem Ausdruck auf sie heften. Aber zu reden vermochte der Verwundete nicht, nur ihr leise die Hand zu drücken, und mit einem milden Blicke der dunkeln Augen zu danken. Unter Thränen, und doch mit reger Freude, setzte sie ihre mitleidige Beschäftigung fort, und sann nur mit Angst nach, was denn nun werden, und wie sie dem Verwundeten bessere Hülfe ver-

schaffen, ihn von hier wegzubringen im Stande seyn würde, als das Dickicht hinter ihr raschelte, und ein gewaffneter Mann heraustrat, der mit dem Ausruf: O, Gott sey Lob! Hier ist schon Hülfe! auf sie zueilte.“

„Ihm folgten zwey Landleute und Emmas Mutter, die ihrerseits sehr verwundert war, ihre Pflegetochter hier zu finden. Einige Worte reichten hin, um sich zu verständigen. Der Fremde war ein Pilger, der von seinem Knappen begleitet die Straße nach Italien gezogen war. Das Gerücht hatte ihn von dem wilden Beginnen des Ritters von Losenstein unterrichtet. Jedes unangenehme Begegniß zu vermeiden, bog er noch vor Schloß Claus von der Straße ab, und ritt, die offene Gegend meidend, von einem Landmanne geführt, in der Frische des Waldesschatten hin. Schon war er einige Stunden fortgezogen, und glaubte sich jeder weitern Gefahr überhoben, als plötzlich unter Waffengerassel und mit wildem Geschrey von allen Seiten Reisige aus dem Dickicht sprangen, und den Unverwahrten angriffen. Es mußte wahrscheinlich dem Herrn von Losenstein angesagt worden seyn, daß ein Pilger zu Pferde, von einem wohlbewaffneten Knappen begleitet, und dessen ganzes Ansehen auf hohen Stand deute, von der Straße seit-

wärts in den Wald geritten sey, und den Fußpfad nach dem Pyhrn eingeschlagen habe; denn er war alsogleich mit seinen Knechten aufgebrochen, hatte, der Gegend wohl kundig, dem Pilger den Vorsprung abgewonnen, sich an einer bequemen Stelle in Hinterhalt gelegt, und war nun über ihn hergefallen. Aber der Fremde trug unter dem einfachen Pilgergewande ritterliche Rüstung, und wußte das Schwert so gut zu führen, daß er mit seinem treuen Knappen sich der überlegenen Zahl erwehren, und mit Hülfe seines tüchtigen Rosses ihnen entgehen konnte. Eilend sprengte er nun davon, seiner Ermüdung und des Blutverlustes aus mancher tiefen Wunde nicht achtend. Aber er war nicht lange geritten, als er sich einer Ohnmacht nahe fühlte, dem Knappen winkte, von ihm unterstützt von seinem Pferde glitt, und da er zu schwach war, um die Hütten, die sie von fern sahen, zu erreichen, sich hier an dieser heimlichen Stelle an des Baches Ufer legen ließ, während der Knappe, um Hülfe zu hohlen, ins Dorf geeilt war. Doch seine Schmerzen nahmen mit jedem Augenblicke zu, und seine Schwachheit war so groß, daß er nicht im Stande war, seinen brennenden Durst aus dem nahen Bache zu stillen. So war er leise wimmernd in Ohnmacht gesunken, und wäre vielleicht

vergangen, wenn nicht Emma, von seinen Klagelauten gerufen, ihm zu Hülfe geeilt wäre. Der Knappe aber war von den Bauern sogleich zu des Pfarrers Schwester gewiesen worden, und hatte diese leicht überredet, ihm zu seinem Herrn zu folgen, und mit kundigem Sinne Alles zu veranstalten, was zu dessen Erhohlung nöthig war."

„Die Bauern hatten unterdessen eine Tragbahre von Baumästen zusammengefügt, der Verwundete ward hinaufgehoben, und Frau Gertrud mit Emma ging voran nach ihrer Wohnung; denn sie war entschlossen, den Fremden, dessen gute Miene und anständiges Aussehen ihr Achtung eingeflößt hatte, in ihrem eigenen Hause aufs Beste zu verpflegen. Der treue Curd schloß den wehmüthigen Zug, aber Emma blieb ebenfalls oft hinter ihrer Mutter zurück, und hatte bald den Kranken zu beobachten, bald den Trägern Vorsicht und Schonung zu empfehlen. Er selbst aber, dem alle diese freundlichen Anstalten galten, lag von Allem unbewußt, ohnmächtig, und einem Sterbenden gleich, auf der Tragbahre."

„Man hatte das Haus bald erreicht, der Verwundete wurde auf ein Bett gebracht, und nun machte sich Frau Gertrud daran, seine Wunden zu untersuchen, die sie für sehr bedeutend, obgleich

nicht für tödtlich erkannte. Indessen ging die Heilung langsam vorwärts, und während der geraumen Zeit, als der Verwundete in dem gastfreyen Hause seiner Pflegerinn zubrachte, näherten die Herzen der jungen Leute, die der erste Anblick und die seltsame Art ihres Zusammentreffens schon erschüttert hatten, sich einander, und viele zarte Fäden knüpften sich zwischen ihnen an. Emma mußte der Mutter bey der Pflege des Kranken zur Hand seyn, sie mußte in den ersten Nächten, wo es am schlimmsten mit ihm stand, in Gesellschaft seines Knappen an seinem Lager wachen, sie hatte ihm hundert kleine Dienste zu leisten, er erkannte sie so dankbar, und aus seinem ganzen Wesen sprach so viel Adel der Haltung und des Gemüths, daß Emma sich mit jedem Tage mehr an ihn gezogen fühlte. Dennoch lag etwas in dem Benehmen des Fremden, das jede lebhaftere Regung des erwachenden Mädchenherzens zurück hielt, und so sichtbar seine Theilnahme an Allem war, was Emma that oder sagte, so schien er doch mit strenger Vorsicht über jeden seiner Blicke, jeden Ausdruck zu wachen, daß ja kein überraschter Augenblick die Gefühle seines Herzens verrathe.“

„Nach und nach erhohlte er sich ganz, seine jugendliche Schönheit blühte mit der wiederkehren-

den Gesundheit auf; aber zu einer so weiten Reise bis nach Jerusalem, wie sein Vorsatz gewesen war, als er durch diese Gegenden zog, fühlte er wohl, daß seine Kräfte nicht hinreichen würden, und er beschloß, und theilte auch dem Pfarrer und den beyden Frauen sein Vorhaben mit, für jetzt umzukehren, nach dem väterlichen Hause zu ziehen und zu erwarten, bis Zeit und gewohnte Lebensweise ihm die verlorne Jugendstärke gegeben haben würden, um dann von neuem den Weg nach dem heiligen Ziele anzutreten."

„Es war das erstemahl, daß er seit den vielen Tagen, die er hier zugebracht hatte, seines älterlichen Hauses erwähnte; denn bisher hatte er sich nicht genannt, und seine Wirthe, zufrieden, in ihm unbezweifelt einen Mann von Stand und Ehre zu erkennen, hatten ihn nie darum befragt. Jetzt aber, da er selbst seiner Ältern erwähnte, mahlte sich auf den Gesichtern der Übrigen eine sehr verzeihliche Neugier und der Ritter fuhr also fort: Ich muß Euch, hochwürdiger Herr, und Euch, edle Frauen, wohl noch sehr um Verzeihung bitten, daß ich Eure großen Wohlthaten und Eure Menschenliebe dem Scheine nach stets so schlecht vergolten, und nicht einmahl durch Nennung meines Nahmens der Pflicht der Höflichkeit und Gastfreundschaft ein Ge-

nüge gethan habe. Aber glaubt, Ihr meine edlen Freunde, denen ich das Leben, und mehr als das Leben danke — ein Seufzer entschlüpfte bey diesem Worte seiner Brust, und sein dunkler Blick, von Emmas großem blauen Auge getroffen, sank scheu zu Boden — daß gewiß kein unrechtes Gefühl, oder wohl gar Mißtrauen mich abhielt! Ich bin ein Graf von Andechs.“

„Ach Gott! rief der Pfarrer und sprang auf: Ein Graf von Andechs und Herzog von Dalmatien? Und ein solcher Herr unter meinem schlechten Dache?“

„Graf Andechs reichte dem Bestürzten erröthend seine Hand. Ach, ehrwürdiger Herr! rief er: Beschämt mich nicht mit dieser Bemerkung! Eure edle Schwester und Nichte haben mir unter diesem einfachen Dache so große Wohlthaten erwiesen, daß wohl alle Besitzthümer meines Vaters nicht zureichten, sie zu vergelten, und die ich nie, nie in meinem Leben vergessen werde. Seine Stimme stockte bey diesen Worten, und Thränen standen in seinen großen freundlichen Augen.“

„Schnell aber unterbrach er sich: Ihr wißt, was mir in dieser Gegend zugestoßen ist, und von welcher Hand der Streich kam. Der Herr von Losenstein, wenn er erfahren hätte, wer seiner nieder-

trächtigen Hinterlist entgangen sey, und hier eine Zuflucht gefunden habe, würde vielleicht sich nicht geschämt haben, auch diese Freystätte der Tugend und Menschlichkeit mit seinen Helfershelfern zu entweihen, und sich eines Menschen als Gefangenen zu bemächtigen, für dessen Loskaufung er ungemessene Summen fordern und erhalten zu können sich versprechen durfte. Diese gewiß nicht ungerechte Besorgniß, und meine völlige Unbekanntschaft mit der Denkart und den Verhältnissen dieses Hauses bewogen mich, das Geheimniß meines Standes und Nahmens, das ich schon auf der ganzen Reise beobachtet hatte, und bis Jerusalem zu bewahren gesonnen war, auch hier im Anfange nicht abzulegen. Aber die Art, wie ich in diesem Hause behandelt wurde, die Gottesfurcht und Tugend, die ich in demselben gefunden, heben alle Bedenklichkeit, und ich brauche wohl nicht um die fernere Verschwiegenheit so zarter und gütiger Herzen zu bitten. Übrigens, setzte er stockend und langsam hinzu, bin ich nur ein jüngerer Bruder, zum geistlichen Stande bestimmt, habe bereits die ersten vier Weihen empfangen, und heiße Otto.“

„Emma hatte schon von dem Augenblicke, als der Ausruf ihres Oheims ihr den fürstlichen

Stand des Jünglings kund machte, einen kalten Schauer gefühlt, der langsam durch alle ihre Glieder rieselte; jetzt bey den letzten Worten des Grafen tröpfelten einzelne Thränen, ihr selbst unbewußt, auf ihre gefalteten Hände, sie stand auf und verließ das Zimmer."

„Den ganzen übrigen Tag fand sie sich mit ihren Empfindungen nicht zurecht, und jene Scheu, die sie früher schon vor Otto empfunden, wurde nun noch sichtbarer. Sie vermied den Grafen, sie floh ängstlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, sie sagte sich selbst, daß der Wohlstand bey so großem Unterschiede des Standes diese Zurückhaltung erfordere, aber eine tiefe Schwermuth, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte, wußte sie sich nicht zu erklären, und einige Tage gingen nach jenen Eröffnungen hin, ohne daß Otto die Möglichkeit gefunden hätte, auch nur ein Paar Worte mit Emma allein zu sprechen. Unterdessen war aber die Zeit seiner Abreise immer näher herangekommen, und es fehlte nur noch die Bestimmung des Tages, wann er scheiden, und diesen Gegenden auf ewig Lebewohl sagen sollte."

„Auch seine Heiterkeit war getrübt, er wurde still, in sich gekehrt, und unterhielt sich am liebsten mit dem Pfarrer über Gegenstände des from-

men Glaubens, über seinen künftigen Beruf und die Angelegenheiten der Christenheit im Orient sowohl, als in dem großen Kampfe zwischen Friedrich Barbarossa und dem heiligen Vater. Ihn zogen, wenn gleich als künftigen Priester sein Stand ihn auf die Seite des Papstes stellte, ritterlicher Muth und deutscher Sinn zu den Fahnen seines Kaisers, und in seinem Herzen stiegen allerley trübe Wolken des Zweifels sowohl über diese, als andere Angelegenheiten auf.“

„So vergingen abermahls einige Tage. Der Graf war vollkommen hergestellt, aber es fand sich alle Augenblicke ein anderes Hinderniß, das seine Abreise wieder weiter verschob. Emma wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder betrüben sollte; nur wurde der Wunsch, den Schleyer je eher je lieber zu nehmen, jetzt auf einmahl sehr lebhaft in ihr, und sie sehnte sich mit ihrem gedrückten Herzen recht innig nach dem stillen Frieden des Klosters.“

„Als sie eines Abends der scheidenden Sonne gegenüber in dem kleinen Garten saß, und mit trübem Blicke ihrer Zukunft dachte, trat auf einmahl Otto, der sonst, wenn ihre Mutter nicht zugegen war, sie nie aufgesucht hatte, mit heiterem Gesichte zu ihr, grüßte sie freundlich, und setz-

te sich an ihre Seite. Emma's Brust war gepreßt, und doch brach eine unschuldige Freude aus ihren Augen. Da sagte Otto: Nehmt es mir nicht übel, edle Jungfrau, daß ich so frey war, Eure Einsamkeit zu stören; aber ich habe Euch etwas zu sagen, und von Euch zu erbitten, was mir sehr am Herzen liegt.“

„Und was könnte das seyn, erwiederte Emma, das Ihr, Herr Graf, von einem armen Mädchen zu verlangen hättet?“

„Ich habe so eben vernommen, sagte Otto, und seine Augen leuchteten vor Freude, daß Ihr, wie ich, zum geistlichen Stande bestimmt seyd?“

„So ist es, und ich wollte, ich wäre lieber heut als morgen im Kloster!“

„Nun seht, edle Jungfrau, so sind wir einander denn vollkommen gleich. Der künftige Priester und die gottgeweihte Jungfrau stehen auf einer Stufe vor dem Himmel und der Welt, und jede Scheidewand, die irdische Verhältnisse zwischen uns gezogen haben, ist gefallen. Darum erlaubet mir, Euch den süßen Schwesternahmen zu geben, und schenket auch mir die Neigung, die Ihr einem Bruder gewährt haben würdet, wenn Euch der Himmel einen gegeben hätte!“

„Emma erschrack über diese Zumuthung. Sie

sah die Richtigkeit der Folgerung nicht im Geringsten ein, aber sie fühlte, daß es ihr unendlich süß wäre, Otto als ihren Bruder zu denken, und als solchen lieben zu dürfen. Erröthend und verlegen saß sie da, und zögerte zu antworten. Da faßte Otto leise ihre Hand, und sagte mit bittendem Tone: Wollt Ihr wohl meine Bitte gewähren, edle Jungfrau? — Darf ich Dein Bruder seyn, meine theure Emma? — Emma blickte empor. — Otto's schönes dunkles Auge war so bittend auf sie gerichtet, seine Stimme so weich, sein Wunsch zeugte von einer so wahren Neigung für sie — sie wußte nicht, wie ihr geschah, und brach in Thränen aus.“

„Mein Gott! was ist das? rief er bestürzt: Nein, Emma, Thränen soll meine Bitte Dich nicht kosten. Wenn Du durchaus nicht willst“ —

„Emma hatte sich gefaßt: Glaubt das nicht, Herr Graf! Gewiß, Euer Antrag hat mich sehr, sehr erfreut, aber ich weiß nicht — ich darf nicht“ —

„Und was solltest Du nicht dürfen? rief Otto dringender: Was soll uns hindern, uns zu lieben, wie unsere Herzen es uns gebiethen, und wie allein auf dieser Erde es ihnen erlaubt ist, sich zu begegnen?“

„Jetzt flossen Emma's Thränen stärker, und

entschlossener rief sie aus: Wir sind getrennt für diese Welt, uns kann nur der Himmel vereinigen. — So sey denn dieser Bund geschlossen, und Du mein Bruder Otto!“

„Bey diesen Worten umschloß der Jüngling sie mit heftiger Bewegung, sie weinte an seiner Brust, und Beyde fühlten, daß, wenn eine andere Art der Vereinigung für sie denkbar gewesen wäre, sie sehr glücklich hätten seyn können.“

„Otto brach endlich das lange Stillschweigen: Übermorgen, meine theure Schwester, reise ich ab.“

„Übermorgen schon? rief Emma, und erblaßte.“

„Ich habe bereits zu lange hier verweilt, zu lange für meine Ruhe, zu lange vielleicht auch für den Frieden Deiner Seele, meine Emma, wenn ich die zarten Regungen nicht zu günstig gedeutet, die von dem ersten Augenblicke an Dein Herz in Mitleid und Freundschaft zu mir neigten.“

„Emma legte ihre Hand in die seine, und wandte sich ab. Beyde schwiegen.“

„Wir müssen uns trennen, das hat Gott also verhängt. Laß uns seinen Fügungen uns in Demuth unterwerfen! Unsere Augen werden sich nicht mehr sehen, unsere Wege werden weit von einander Jeden an sein einsames Ziel führen. Aber unsere Seelen werden und können nicht geschieden werden, in

Gott und in heiliger Liebe werden sie Eins bleiben, und in Stunden des heißen Gebethes, wenn Dein und mein Geist sich zu dem gemeinschaftlichen Vater erhebt, dann begegnen sie sich einander in himmlischen Räumen."

„Und einst vereint sie der Tod! fiel Emma schnell und ernst ein."

„Ja, meine Schwester! Auf Wiedersehen im Lande des Friedens! Er stand auf, aber er blieb stehen, und wandte sich noch einmahl zu ihr: Diese Stunde ist sehr feyerlich. Nimm dieß Andenken an sie und an den Bruder, der Dich mit der Liebe der Engel hier umfaßt, und dort Dir entgegenkommen wird! Er zog einen Ring vom Finger; es war ein einfaches, aber bedeutsames Kleinod, ein Crucifix von reinem Golde, das sich in zierlicher Krümmung zum Ringe bog. Hiermit eign' ich Dich zu meiner himmlischen Braut! sagte er, und steckte den Ring an ihren Finger: Du wirst meiner nicht vergessen, so wenig, als ich Dein Andenken aus dem Herzen verlieren kann. Aber gib mir doch ein sichtbares Zeichen Deiner Neigung, Etwas, das Du getragen, das Du lieb gehabt, das Deine Hände berührt haben!"

„Was soll ich Dir geben, mein Bruder! sagte Emma, und sann nach: Doch, nimm den Schleyer

meines Hauptes, er ist mein Zeichen, das Zeichen meines Bundes auf Erden mit Dir! Sie löste ihn mit Otto's Hülfe aus den blonden Locken, der Graf barg ihn in seiner Brust, dann trennten sie sich, und verlebten die zwey Tage bis zu seiner Abreise in jener beklommenen Stille, mit der man dem Abschiede von geliebten Personen entgegen sieht. In der Scheidestunde selbst hielten Beyde sich muthig, Otto beurlaubte sich mit dankbarer Rührung von Gertrud und dem Pfarrer, reichte Emma stumm die Hand, schwang sich auf sein Roß, und verschwand aus ihren Augen.“

„In dem kleinen Hause des Pfarrers war bald Alles wieder in das alte Geleise des einförmigen Lebens zurückgekehrt, aus dem die Anwesenheit und Pflege des fremden Ritters es gebracht hatten; nur aus Emma's Brust war der stille Frieden entflohen, der sie vorher beglückt hatte, und die Sehnsucht nach dem Kloster wurde stärker, so, daß sie fast täglich in ihre Mutter drang, den Zeitpunct zu beschleunigen. Frau Gertrud schien nicht abgeneigt, ihr zu willfahren; aber der Pfarrer nahm Anstand, es so schnell zu thun. Er erklärte sich nicht über seine Gründe, aber er beobachtete Emma scharf, wenn das Gespräch in den

langen Herbstabenden auf den fernen werthen Gast fiel, und des Wiedersehens als einer wohl möglichen, aber höchst unwahrscheinlichen Sache gedacht ward. So ging der düstre Winter hin, und mit dem Frühlinge, seinen Kräutern, Spaziergängen und heitern Abenden kehrte die Erinnerung an eine schöne Zeit, die wie ein hellsonniger Punct mitten in Emma's einförmig düstrem Leben lag, mit schmerzlicher Gewalt zurück, und der einzige wehmüthige Genuß bestand darin, jene Stelle am Waldbach und die verschiedenen Plätze in Haus und Garten mit Thränen zu besuchen, die durch jenes Andenken geheiligt waren."

„Indessen schien ein wohlverdienter Unstern sich über dem Hause des Herrn von Losenstein zu erheben. Sein wildes Betragen hatte die meisten seiner Nachbarn aufgebracht, seine Raubgier die Gegend gegen ihn empört, der Herzog von Österreich ließ nach vielen vergeblichen Warnungen die Acht über ihn ergehen, Fehdebriefe kamen von mehreren Seiten, einige seiner entfernten Burgen wurden angegriffen, und da er nicht selbst überall zur Vertheidigung seines Eigenthums gegenwärtig seyn konnte, von den erbitterten Feinden gebrochen. Alle diese Widerwärtigkeiten dienten jedoch nur dazu, den störrischen Ritter noch

unbeugsamer zu machen, und er war entschlossen, seinen Feinden und der ganzen Welt, wenn sie sich wider ihn verschwören sollte, nimmermehr zu weichen. Aber die Hand des Unglücks kam näher, und berührte das Innere seines Hauses. Sein ältester Sohn, der sich vor langen Jahren wider des Vaters Willen mit einem adelichen aber armen Mädchen verheirathet hatte, war, so wie seine Frau, längst ferne vom Vaterhause in Noth und Kummer gestorben. Sein zweyter, nun einziger Sohn fiel in der Vertheidigung einer der väterlichen Burgen, und seine Tochter, die seines Hauswesens und seiner Pflege bis jetzt treulich gewartet hatte, nahm sich den Tod des geliebten Bruders, der die einzige Freude ihres Lebens war, so zu Herzen, daß sie ihm nach einem Hinsiechen von ein Paar Monathen ins Grab folgte."

„Da stand nun der wilde unbeugsame Greis ganz kinderlos und verlassen in einer feindlichen Welt, und sein Hausgesinde sah mit Zittern einer noch ärgern Verwilderung seines Sinnes, und einer noch schlimmeren Behandlung entgegen. Da trat Cuno, ein alter treuer Knappe, der mit seinem Herrn aufgewachsen, und der einzige war, der es zuweilen wagen durfte, seinem rauhen Ge-

biether eine Vorstellung zu machen, zu ihm, und erinnerte ihn nicht ohne ängstliche Vorsicht daran, daß er ja nicht so ganz einsam und verlassen auf Erden sey, indem ja, wie er wisse, die Tochter seines ältesten Sohnes noch lebe."

„Herr Eberhard hörte finster zu, ohne zu antworten. Cuno sah darin, daß er für diese Erinnerung, die sonst hoch verpönt war, nicht gescholten wurde, eine Ermunterung, fortzufahren, und sprach: Sie ist ein holdes Mädchen geworden, sittsam, fromm und schön wie ein Engel, sie könnte Euer und Eures Hauses warten, sie könnte — "

„Schweig! rief Herr von Losenstein mit seiner Donnerstimme, und Cuno kannte seinen Herrn zu wohl, um nicht zu gehorchen."

„Es gingen einige Tage hin. Da fing Herr Eberhard von selbst an: Weiß das Mädchen, von dem du gesprochen, etwas von ihrer Herkunft?"

„Nicht das Geringste. Frau Gertrud hat der Mutter auf dem Todbette heilig versprechen müssen, das Kind in gänzlicher Unbekanntschaft und Entfernung von seinen Angehörigen zu erziehen."

„Das ist ihr Glück, rief Eberhard mit erwachender Wuth: Sie soll sich nie unterstehen — "

„Sie wird es nicht, entgegnete Cuno mit Zu-

versicht: Emma ist zum Kloster bestimmt, und wird nächsten Herbst eingekleidet."

„So endigte sich für dießmahl und für lange Zeit das Gespräch über diesen Gegenstand. Aber Herrn Eberhards böses Schicksal wollte sich nicht wenden, oder von seinem störrischen Sinne besiegen lassen. Eine Fehde nach der andern wurde ihm angekündet, und wenn er auch manchmahl so glücklich war, seine Gegner zu besiegen, so fühlte er doch bald, daß er ihnen nicht leicht in seinen abnehmenden Jahren, und so ganz ohne Bundesgenossen und Freunde, lange würde widerstehen können. Verschiedene Gedanken wälzten sich in seiner Seele, und endlich berief er eines Tages den treuen Cuno und sagte: Hast du mir nicht gesagt, daß die Dirne dort beym Pfarrer schön ist?"

„Sehr schön, gnädiger Herr, zart und schlank gebaut, mit seidenem gelben Haare und wunderschönen blauen Augen."

„Und auch wohlerzogen?"

„Ein Engel an Sanftmuth und Frömmigkeit."

„Ich will sie sehen. Du begleitest mich."

„Cuno war innerlich erfreut über diesen Entschluß seines Gebiethers, und hoffte nun alles Gute für Emma. Ein Vorwand, den Pfarrer zu

besuchen, war für den benachbarten Ritter bald gefunden. So machten sie sich eines Morgens auf, ritten schweigend durchs Thal hinauf, und kamen endlich bey des Pfarrers Wohnung an. Der Herr von Losenstein war zu bekannt in der Gegend, als daß nicht seine Ankunft eine große Bewegung hätte erregen sollen. Der Pfarrer war nicht sogleich zu Hause, Frau Gertrud eilte erschrocken dem vornehmen und gefürchteten Gaste entgegen, und sandte um ihren Bruder. Als Herr Eberhard ins Zimmer trat, fiel ihm die Gestalt des jungen Mädchens auf, das hocherröthend vom Spinnrocken aufsprang und sich demüthig vor ihm verneigte. Er grüßte sie höflicher, als er gewollt hatte, denn die Züge seines verstorbenen Erstgebornen sprachen in ihr sein ganzes Innerstes an. Freundlich trat er zu ihr und redete sie an. Indeß kam der Pfarrer. Das gleichgültige Gespräch währte nicht lange, und Herr Eberhard kehrte, ohne irgend etwas weder gegen Emma's Pflegeältern, noch gegen Cuno zu äußern, nach Schloß Claus zurück. Doch ließ er gegen Abend den Schloßkaplan rufen, und am nächsten Morgen mußte dieser, von Cuno begleitet, und mit aller nöthigen Vollmacht ausgerüstet, zu dem Pfarrer gehen, Emma's wahre Geburt und Stand bewei-

sen, und sie im Rahmen des Großvaters zurückfordern.“

„Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Emma, und bey ihren Erziehern stritt die Freude über die Anerkennung von Emma's Rechten mit dem Schmerz, die holde Tochter zu verlieren. Herrn Eberhards wilder Sinn, seine Härte gegen ihre Ältern, deren Schicksal und Unglück sie zugleich erfuhr, und die lebhafte Erinnerung an das, was Otto durch ihn gelitten, standen schreckend vor ihrem Geiste. Doch war hier nichts weiter zu thun, als sich zu fügen, und nach drey Tagen hohlte Herr von Losenstein selbst, in glänzendem Aufzuge, von allen seinen Vasallen begleitet, die feyerlich anerkannte Enkelinn ab, und führte sie auf seine Burg Claus.“

„Mit Angst betrat Emma das hohe Felsenschloß, dessen kriegerisches Ansehen, mit dicken Mauern, festen Thürmen und tiefen, moderichten Verließen die Sinnesart des Besitzers verkündete, und sie bey jedem Schritte an die Gefahr erinnerte, der Otto nur durch seinen tapfern Arm entgangen war. Mit Angst betrat sie es, und bewohnte es mit Widerwillen. Wüste Gelage, bey denen oft nicht Einer der Zecher mehr aufzustehen im Stande war, und die dann in blutige Zänkereyen

ausarteten, Raubzüge, von welchen der Großvater stets mit Verwundeten, unglücklichen Gefangenen und reicher Beute zurückkam, ein lärmendes, wildes Betragen des Herrn gegen seine Untergebenen, und dieser untereinander nach dem Beyspiele des Höhern, machten den Lebenslauf und die Tagesordnung der Bewohner von Claus aus. Wohl war ein frommer alter Mönch unter dem Nahmen eines Schloßkaplans auf der Burg, und hielt täglich in der kleinen Kapelle, rückwärts gegen den Wald zu, die Messe; aber außer Emma und einigen armen Eignen ihres Großvaters war Niemand gegenwärtig, denn Herr Eberhard hatte sich längst mit seinem Gewissen und der Kirche abgefunden."

„Eins der ersten, was er vornahm, sobald Emma in Claus eingewohnt war, war, einen berühmten Mahler kommen zu lassen, der aus Byzanz über Venedig vor einiger Zeit hier vorbey gereiset, und das Schicksal so manches Reisenden getheilt hatte, in Herrn Eberhards Hände zu fallen. Überzeugt, daß der Künstler ihm kein hohes Lösegeld biethen konnte, hatte er ihn bald wieder entlassen, und Meister Artemidorus lebte nun auf eine Weile bey einem benachbarten Ritter, dessen Bekanntschaft er bey Gelegenheit des Kreuzzuges in Byzanz gemacht hatte. Diesen ließ Herr Eber-

hard rufen, und both ihm einen bedeutenden Preis, wenn er seine Enkelinn mahlen wollte. Der Meister verstand sich gerne dazu, aber Emma weigerte sich lange, ihr schien dieß Beginnen zu weltlich, und sie wollte durchaus nicht, daß Jemand ihr Conterfey besitzen sollte; denn dem Einzigen, dem sie es gerne gegönnt, konnte und durfte sie es nicht schenken. Ihres Großvaters gewaltiger Wille drang aber durch; dennoch erhielt Emma, daß sie nicht im Gewande einer altgriechischen Göttinn, wie Meister Artemidorus gewollt hatte, sondern im schwarzen Anzuge mit dem geliebten Schleyer gemahlt werden sollte, den sie nie ablegte, und der, so lange es ihr nicht vergönnt war, den heiligen zu tragen, welcher sie mit dem geliebten Bruder fest vereinigte, wenigstens ein Zeichen desselben seyn sollte. So wurde sie gemahlt, und so muß sich noch eine später gemachte Copie dieses Bildes auf Schloß Claus finden."

Das war also Emma! Das war das Bild meiner Träume! Und vier Jahrhunderte waren vergangen, seit diese geliebte Gestalt, die ich, hiernieden zu finden, thöricht aber glühend gehofft hatte, im Schooße der Erde vermodert, und vielleicht kaum ein Staub mehr von ihr übrig war! Meiner Hand entsank die Rolle, und ich vertiefte

mich in meinen hoffnungslosen Schmerz. Endlich raffte ich mich auf, mein Erdenglück war ja ohnedieß zerstört, und Emma's Schicksal zog mich sehnsüchtig an. So ergriff ich die Rolle wieder und las fort:

„Sobald das Bild fertig war, wurde es eingepackt und fortgesendet. Herr Eberhard hatte sich einen Schwiegersohn ersehen, einen mächtigen Freyherrn in der Steyermark, dessen Alter und widerliche Gestalt in seinen Augen kein Hinderniß der Liebe war. Dieser sollte Emma's Gatte, und ihm zur festen Stütze gegen seine immer wachsenden Feinde werden."

„Er kündete Emma ohne Umschweife ihr Schicksal an. Der nächste Frühling war zur Vollziehung der Verbindung bestimmt; jetzt sollte, noch ehe der Winter eintrat, die Verlobung seyn. Emma hörte diese Nachricht mit augenblicklichem Schrecken, aber sie war schnell gefaßt, und eben so entschlossen, wie ihr Großvater, nicht einzuwilligen, und eher zu sterben, als ihrer früheren Bestimmung, dem Schleyer, und Otto's Andenken untreu zu werden.

„Indessen Herr von Losenstein diesen Plan entworfen, und bereits deßwegen einige Anstalten zu treffen angefangen hatte, zog sich ein neues Ge-

witter über ihn zusammen. Es war ihm verkündet worden, daß ein ansehnlicher Zug von Kaufleuten aus Nürnberg, durch Böhmen, Oberösterreich und Steyermark, zum Markgrafen von Istrien ziehen würde, der ihre Waaren bestellt und ihnen Geleit mitgegeben hatte. Mit großer Überzahl legte er sich in Hinterhalt, fiel über den Zug her, machte die Begleitung nieder, die Kaufleute zu Gefangenen, und zog mit ihnen und der reichen Beute jubelnd in sein Schloß. Dem Markgrafen wurde durch einige Entronnene die böse Kunde gebracht. Empört durch diese neue Unthat eines Mannes, den Bann und Acht, und die Bestrebungen so vieler vereinten Feinde nicht von seinem wilden Beginnen abschrecken konnten, berief er alle seine Lehensleute durch's ganze Gebirge von Steyermark und Kärnthen, sandte dem Herrn von Losenstein einen Absagebrief, und übertrug den Oberbefehl über dieß bedeutende Heer seinem jüngern Bruder, dem Grafen Otto von Andechs.“

„Otto ergriff diese Gelegenheit gerne, einen wilden Räuber zu züchtigen, und eine alte Schmach zu rächen. Der Kriegszug ging durch's Gebirge von Steyermark herein, und Otto sah nicht ohne tiefe Bewegung die hohen Scheitel des Bosruck

und Pyrgas wieder, in deren Schooß er im stillen freundlichen Hause die geliebte Schwester glaubte. Herr Eberhard rückte ihm entgegen, es kam zwey Mahl zum Gefechte, und jedesmahl mußte Eberhards ungeordnete Raubschaar dem geregelten Angriffe seines Gegners weichen. Wüthend durch diese Niederlagen, wo er sich leichten Sieg über einen unerfahrnen Gegner versprochen hatte, zog er sich nun in sein festes Schloß zurück, und ließ mit aller Anstrengung die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen."

„Emma sah diese Vorkehrungen, sie hörte den Nahmen des feindlichen Anführers, und Schrecken und süße Hoffnung stritten in ihrem Herzen, ob der geliebte Bruder sie von schwerer Knechtschaft erlösen, ob auch er vielleicht mit ihr dem harten Geschicke erliegen würde?"

„Indessen zogen die feindlichen Schaaren heran. Von der Zinne eines Thurmes, auf den sie Cuno, der einzige Mensch, zu dem sie in der ganzen Burg Zutrauen fassen konnte, geführt hatte, sah sie das Anrücken derselben. Die Waffen blinkten im Sonnenglanze, die Pferde gingen stolz und sicher, wie zum Siegesfeste, und an der Spitze zeigte sich die ganz in Eisen gehüllte Gestalt, die ihr Cuno, nach Ansehen und Wappen-

schild, als den Führer, Graf Otto von Andechs, nannte, und die sie, trotz des geschlossenen Visirs, an jeder Bewegung mit hochschlagendem Herzen zu erkennen glaubte.“

„Die Belagerung begann, sie war heftig und entschlossen, wie der Widerstand; aber das erkannte Herr Eberhard bald, daß er einen furchtbaren Gegner habe, und es sich um's Äußerste und Letzte handle. Eben so deutlich ward es ihm, daß Otto ganz allein die Seele des ganzen Angriffs, und von seinem unerschöpflichen Muthe das Glück der Belagerer, so wie das Schicksal der geängsteten Burg abhinge. Ihn zu verderben, ihn auf irgend eine Weise — todt oder lebendig in seine Macht zu bekommen, und wenn es möglich wäre, das wilde Herz in der blutigsten Rache, an den Qualen des gehaßten Feindes zu laben, war jetzt das höchste Ziel von Losensteins Streben, und bald gelang es ihm durch Geld, die verrätherische Kunde zu erkaufen, daß Graf Otto jeden Morgen auf einem einsamen Platze im Walde, den man genau beschrieb, der Pflichten seines künftigen Standes eingedenk, seinen Andachtsübungen obliege. Losensteins Plan war schnell entworfen, und auf den nächsten Morgen der Überfall des Unverwahrten bestimmt, den er selbst anzu-

führen sich mit blutdürstiger Freude bereitete. Fern von dem Gedanken, daß ein Wesen in seiner Burg athmen könnte, das von dem Schicksale des feindlichen Feldhauptmanns tiefer bewegt würde, äußerte er seine Absicht und seine wüthende Rachgier ganz laut in Emma's Gegenwart zu den wenigen Vertrauten seines Vorhabens, und entzündete in ihr den Entschluß, es koste was es wolle, und wenn es ihr Leben wäre, Otto warnen zu lassen, und ihn einem schrecklichen und schmählichen Untergange zu entreissen."

„Sie sann hin und her, sie flehte um Erleuchtung im Gebethe. Wie sie aufstand und aus der Waldkapelle treten wollte, stand der Sohn der armen Köhlerfrau oben auf dem Berge, der sie, so lange die Burg frey war, oft heimlich Labung und Trost gebracht hatte, weinend da, und erzählte von der Noth seiner kranken Mutter, die nun ohne Emma's milde Unterstützung dem Elende preis gegeben war. Er selbst hatte sich mit Lebensgefahr durch die feindlichen Verschanzungen und Wachen hierhergeschlichen, um, wo möglich, das gute Fräulein zu finden, und ihr sein Unglück zu klagen. Emma blickte zum Himmel, er hatte ihr den Knaben gesandt, und ihr Plan war entworfen. Sie fragte den Knaben, ob es ihm möglich

seyn würde, in's Feldlager des Grafen von Andechs zu kommen? Sehr leicht, erwiederte das Kind: Der Weg von unserer Hütte bis dahin ist frey. „Willst du mir aber auch einen großen Dienst erweisen?“ Ach, wie gern! rief der Knabe: Ins Feuer ging ich für Euch, edles Fräulein, die Ihr meiner Mutter und uns Allen schon so viel Gutes gethan habt! Nun so geh' mein Kind, erwiederte sie, geh' ins Lager hinab, laß dich zum Grafen führen, aber ja nur zu ihm selbst, gib ihm diesen Ring — sie zog den Kreuzring vom Finger — und sag' ihm: Seine Schwester lasse ihn bey dem sterbenden Heiland am Kreuze beschwören, ja morgen nicht, und überhaupt nie wieder allein auf die Eichenwiese bethen zu gehen, und hier, mein Sohn, setzte sie hinzu, nimm noch dieß! Sie löste eine goldene Armspange ab. Dieß sey die Belohnung für deinen Gang, verkauf' es, unterstütze deine arme Mutter, Gott wird dich segnen, aber schweig, und sag Niemand etwas von meinem Auftrage.“

„Der Knabe versprach Alles, und machte sich sogleich auf den Weg. Die Wachen führten ihn zu dem Grafen, der ihn verwundernd ansah, als der kleine, schmutzige Bauernjunge allein mit ihm zu reden verlangte, und ihn sehr treuherzig fragte, ob er wirklich der Graf Otto von Andechs sey. Als er

es bejahte, sagte dieser: Ich komme von Eurer Schwester. — Schwester? rief Otto wundernd: Ich habe keine Schwester. Der Kleine zog die Stirne kraus. Das geht nicht zusammen, sagte er: Ihr seyd wohl nicht der, für den Ihr Euch ausgebt. Fräulein Emma hat gesagt — Emma? Emma? rief Otto mit heftiger Bewegung: Ach ja, ja, ich habe eine Schwester Emma. Wo ist sie? Was macht sie? Nun seht Ihr wohl, erwiederte der Kleine, wie Ihr Euch widersprecht! Nein, nein, Ihr seyd der Rechte nicht, und damit wollte er fort; aber Otto ließ ihn nicht entwischen, und nachdem er ihn endlich überzeugt hatte, daß er der Feldhauptmann des Lagers und Graf Otto von Andechs sey, reichte ihm der Knabe den Ring und meldete seinen Auftrag. Otto war außer sich vor Freude und Erstaunen. Emma sandte ihm den Ring, sie nahm noch Antheil an seinem Wohle, zwey Jahre der Entfernung hatten ihre Liebe nicht erkältet. Aber wie kam sie auf Losensteins Schloß? Er fragte den Knaben aus, und erfuhr, daß das Fräulein erst seit einem halben Jahre ungefähr auf Claus lebe, daß sie vorher gar nicht gewußt, daß der Herr von Losenstein ihr Großvater sey, daß sie aber wie ein milder frommer Engel in der Burg walte, und dort sowohl, als in der Gegend umher, nur

durch ihre Wohlthaten und ihre Frömmigkeit bekannt sey. Zuletzt zeigte er dem Grafen die Armspange, die sie ihm gegeben, um sie zu verkaufen und seiner Mutter zu helfen. Otto griff hastig darnach, er gab dem Knaben eine Hand voll Gold, und trug ihm auf, zu dem Fräulein zurückzukehren, ihr den Ring wieder zu bringen, und ihr zu sagen, Bruder Otto lasse sie grüßen, er lasse ihr innig danken, er werde pünctlich gehorchen, und der, in dessen Zeichen sie sich wieder erkannt, werde seine theure Schwester und ihn schützen."

„In ängstlicher Spannung sah Emma am folgenden Tage sehr früh ihren Großvater mit einer Schaar von Gewaffneten ausziehen. Sobald es zur Frühmesse läutete, eilte sie in die Kapelle, und legte das zitternde Herz voll Angst, und doch voll demuthsvoller Ergebung in die Hände des himmlischen Vaters. Da regte sich, als die Messe fast zu Ende war, etwas hinter ihr, sie sah sich um, es war der Köhlerknabe, der ihr verstohlen, aber mit freudigem Blicke den Ring zeigte. Emma erblaßte. Wie kam es, daß der Ring noch in des Knaben Hand war? Sobald die Messe zu Ende war, nahm sie ihn hastig bey der Hand, und führte ihn mit sich aus der Kapelle: Du warst nicht bey ihm? Sprich, Unglücklicher! „Nein, nein, edles Fräu-

lein, ich habe Alles ausgerichtet, was Ihr befohlen," und nun wiederhohlte er ihr Alles, was er mit Otto gesprochen, wie froh dieser gewesen, wie er den Ring und die Armspange geküßt, und ihm die letzte abgekauft und überreich bezahlt habe. Emma vergoß Freudenthränen, es waren die ersten seit dem Augenblicke, wo ihre Pflegemutter vor zwey Jahren Otto aus der Gefahr erklärte. Sie entließ den Knaben, und kehrte nun mit leichtem Herzen ins Schloß zurück. Nicht lange darnach ritt Herr Eberhard mit seinen Begleitern in zornigem Muthe durchs Schloßthor herein, und Emma sah wohl, daß ihre Warnung gefruchtet hatte."

„Der Versuch ward am folgenden, am dritten Tage, und immer mit gleich schlechtem Erfolge wiederhohlt, und in Losensteins Herzen erhob sich ein Verdacht, daß seine Anschläge verrathen seyn könnten. Indessen aber verdoppelten die Belagerer ihre Anstrengungen, und bald war es Herrn Eberhard nicht mehr möglich, auf der Eichenwiese seinem Feinde aufzulauern, wenn er es auch noch gewollt hätte, denn er ward eng und immer enger eingeschlossen, einige Stürme hatten die Mauern erschüttert und stark beschädigt, die Vorräthe gingen zu Ende, die Feinde hatten von dem Markgrafen eine Verstärkung erhalten, und Eberhard

sah mit wildem Grimme seinen Untergang, oder die Demüthigung der Übergabe täglich näher heranrücken. Schon wurde ihm verkündet, daß im feindlichen Lager alle Anstalten zu einem Hauptsturme gemacht, Thürme und Wurfmaschinen bereitet und nächstens ein großer und vielleicht der letzte Angriff von allen Seiten zugleich beginnen würde; da erschien plötzlich gegen Abend ein Herold mit einem Trompeter, in die Farben des Hauses Andechs gekleidet, vor der äußern Pforte, und trug im Nahmen seines Hauptmanns, des Grafen Otto von Andechs, dem Herrn von Losenstein ehrenvollen freyen Abzug mit allen Angehörigen seines Hauses und mit seinen Schätzen an, versprach ihnen sicheres Geleite bis zu jedem beliebigen Orte, und verlangte dagegen, daß der Herr von Losenstein Burg Claus, welches geschleift werden sollte, räumen, Urfehde schwören, in einigen seiner Schlösser, die genannt wurden, theils von seinem Lehensherrn dem Herzoge von Österreich, theils vom Markgrafen von Istrien Besatzung einnehmen, und übrigens im Besitze aller seiner Güter verbleiben sollte.“

„Mit Staunen, das zwischen Beschämung und Zorn schwankte, hörte Eberhard diese Bedingungen, durch welche Otto dem Zwecke seiner Sendung, der Bändigung des unruhigen Feindes, und

zugleich seiner Liebe für Emma ein Genüge thun wollte; er hörte sie und mißtraute. Diese Schonung, dieß ehrenvolle Erbiethen nach solchen Fortschritten des Feindes, die ihn zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen konnten, in dem Augenblicke, wo er Verstärkung erhalten, und die Burg beynahe aufs Äußerste gebracht war, schienen ihm seltsam, verdächtig. Entweder stand Otto's Sache nicht so gut, als man in der Burg fürchtete, oder er hatte einen Grund, das Schloß zu schonen, der vielleicht mit jenem vereitelten Anschlage zusammenhing, und so auf jeden Fall das Erbiethen auszuschlagen rieth."

„Trotzig sandte Herr Eberhard den Herold mit einer ungeschliffenen Antwort zurück, ließ Alles im Schloße mit dem größten Eifer zur letzten verzweifelten Vertheidigung bereiten, und fing zugleich an, unter seinem Schloßgesinde strenge Nachforschung zu halten."

„Emma vernahm, was geschehen war. Ihr Herz verstand Otto's Meinung, sie dankte ihm mit froher Rührung dafür, und übrigens hoffte sie, da ihr Großvater auch von fern keine Ahnung ihres Verhältnisses haben konnte, der Gefahr der Entdeckung zu entgehen. Doch ergriff sie ein banges Gefühl, und mit zitternder Erwartung

sah sie den kommenden Ereignissen entgegen. Die ganze Nacht hindurch wurde bey Fackelschein an den Wällen und Thürmen der Burg gearbeitet; was Hände hatte, mußte helfen. Auch im feindlichen Lager war rasche Bewegung, und man erkannte, daß der nahende Morgen den Tag der Entscheidung heraufführen würde. Sie selbst wurde vom Großvater bestimmt, einige Kostbarkeiten und wichtige Pergamente des Hauses in die unterirdischen Gewölbe zu schaffen, in denen man durch schleunige Ermordung einiger Gefangenen Raum und Minderung der verzehrenden Wesen gemacht hatte. Noch waren die Spuren dieser Greuelthaten sichtbar in dem dumpfen Verließ, in welches Eberhard selbst mit der Fackel in der Hand die Zagende führte. Das wäre Otto's Aufenthalt und sein Schicksal gewesen, wenn ihres Großvaters Anschlag geglückt hätte, dachte sie, und stand bleich, zitternd vor dem, was Wirklichkeit und Einbildung ihr schreckhaft zeigten, als ein Knecht an dem obern Geländer der Stiege erschien, um den Herrn von Losenstein zu rufen, weil man einen Knaben eingebracht habe, der sich schon gestern Abends verdächtig um die Mauer herumgeschlichen, und jetzt, da er es gewagt, sich durch ein Pförtchen hereinstehlen zu wollen, ergriffen worden war. Bey die-

sem Berichte erstarrte Emma's Blut, und sie sank ohnmächtig zu Boden. Mit Hülfe des Knechtes brachte sie Herr Eberhard betroffen und finsterahnend hinauf in die obern Gemächer, der Knabe ward gerufen, ausgeforscht, und als er sich standhaft weigerte, durch Martern zum Geständniß gezwungen, daß Graf Otto ihn an Fräulein Emma gesandt, sie zu versichern, daß er ihres Großvaters schonen und sie retten würde."

„Emma wurde gerufen; das Verhör war kurz. Sie konnte und wollte nichts läugnen, frey und muthig gestand sie ihre Liebe zu Otto, ihre erste Bekanntschaft mit ihm, ihren Antheil an seiner Rettung. Ihre Hoffnungen lagen jenseits dieser Welt, die Natur in ihr mochte einen Augenblick vor dem Bilde von Martern und Tod zurückbeben — ihren Sinn konnte sie nicht beugen; denn so, wie sie Otto liebte, wie sie von ihm geliebt ward, sollte der Tod sie nur schneller vereinen. Aber Eberhards Wuth kannte keine Grenzen. Er ließ seine Enkelinn mit Ketten belastet, in eines jener furchtbaren Gewölbe führen, in denen ihr böses Schicksal sie in grauser Ahnung berührt hatte. Dem in Qualen verschiedenen Knaben wurde der Kopf abgeschlagen, und hinab den feindlichen Schaaren entgegen geworfen, die eben jetzt mit dem er-

sten Tagesstrahle in furchtbar stiller Ordnung, mit allen Werkzeugen des Unterganges bewaffnet, heranzogen. Man brachte dem Grafen die Kunde. Er hörte sie erblassend. War Emma schon verloren? Sollte er sie noch retten, oder rächen?“

„Der Sturm begann. Von allen Seiten bedrängten die Feinde das Schloß. Otto war überall, sein Ruf, seine Anordnungen beseelten die Krieger, seine Mauerbrecher hatten weite Öffnungen in den Wällen der Burg gemacht, seine Leute, von ihm selbst geführt, stürmten die Leitern hinan, und kein Widerstand, kein sicherer Tod schreckte sie zurück. Schon waren die äußern Mauern auf der Seite des Waldes, wo sie am unbeschütztesten waren, erstiegen, schon wehte die Fahne des Hauses von Andechs auf den Wällen des Schlosses, das Emma bewohnte — da erkannte Herr Eberhard, daß nichts mehr zu hoffen war, und seine stolze Vermuthung von gestern ihn getäuscht hatte. Nun war es zu spät, und keine Wahl übrig, als Übergabe auf Gnade und Ungnade, oder ein Entschluß der Verzweiflung. Aber auch der sollte noch einen blutigen Wunsch der Rachgier befriedigen, und dem Feinde den Sieg schrecklich verbittern. Im innern Burghofe sammelte er die wenigen Getreuen, die unaufhörliche Kämpfe ihm übrig gelassen hat-

ten, trug ihnen seinen Entschluß vor, ließ Emma aus ihrem Kerker heraufführen, und schickte sich an, einen Ausfall auf der Wasserseite des Schlosses zu machen. Das verrammelte Thor wurde geöffnet, die zitternde Emma in einer, das Banner seines Hauses in der andern Hand, stürzte er, und ihm nach der ganze Schwarm aus dem Thore. Sogleich sammelten sich die Andechsischen Reisigen gegen ihn, man umringte die Herausdringenden, und sandte dem Grafen die Nachricht. Dieser flog herbey und erblickte Emma, schon jetzt mehr todt als lebend, mitten in dem Haufen der Bewaffneten. Wie Eberhard seiner ansichtig wurde, gab er das Banner dem Nächsten neben ihm, zog sein Schwert, machte sich Bahn durch die Feinde bis ans nahe Ufer der Steyer, und stieß Emma vom hohen Felsengestade mitten in den wilden tosenden Strom. Dann warf er sich in den dichtsten Haufen der Feinde, und sank bald unter ihren Streichen. Nur Wenige der Seinen entkamen oder wurden gefangen, und Otto war Meister der Burg."

„Aber er hatte von den letzten Vorfällen wenig mehr vernommen. Emma zu retten, wenn es noch möglich wäre, war sein einziger Gedanke. Mit Lebensgefahr kletterte er, von zwey seiner treuesten Knappen gefolgt, das steile Ufer hinab, die Flu-



then hatten das unglückliche Opfer schon eine Strecke mit sich fortgerissen, und nicht ihre Gewalt, sondern der Sturz auf die Felsenblöcke, die überall aus den schäumenden Wassern hervorragten, hatten ihr den Tod gebracht. Mit zerrissener Brust, ohne Regung lag sie auf einem vorspringenden Felsen, und athmete kaum mehr. Otto nahm die theure Last in seine Arme, stieg das Gestade hinauf, und legte sie ins Gras vor sich hin. Er versuchte Alles, was er ersinnen konnte, um sie ins Leben zu rufen, er stillte das Blut, das stromweise aus ihrer Brust floß, mit dem einzigen, was er zu diesem Behufe an der Hand hatte, mit dem Schleyer, den sie ihm gegeben, und den er treu bisher an seiner Brust getragen hatte. Endlich schlug sie das matte Auge auf, sie erkannte ihn, aber zu sprechen vermochte sie nicht mehr, doch hob sie die Hand an die Lippen, und küßte den Kreuzring. Otto zog ihn ihr ab, hielt ihn ihrem brechenden Auge vor, und sprach ihr mit Thränen ein letztes frommes Gebeth vor. Sie blickte ihn dankbar an, legte die eine Hand an den Ring, drückte mit der andern des geliebten Bruders Hand an ihr Herz, seufzte — und verschied. Otto schloß ihr die gebrochenen Augen, und blieb in Schmerz und Gebeth versunken auf der Leiche liegen.“

„Der Siegesruf, der kriegerische Jubel seiner Leute weckten ihn aus seiner Betäubung. Das Schloß war erstürmt, Herr Eberhard gefallen. Man kam, ihn zum fröhlichen Einzuge abzuhohlen, er aber stand von der entseelten Schwester Seite auf, deutete seinen Leuten, die Leiche zu erheben und ins Schloß zu bringen, und folgte ihr, ohne ein Wort zu sprechen, nach. Drey Tage weilte er so in stummem Schmerz bey ihr, und beging dann das feyerliche Begräbniß. Auch Herr Eberhard ward mit aller Pracht, die seiner Geburt ziemte, aber fern von dem Opfer seiner Grausamkeit bestattet. Als Alles vollendet war, verließ Otto mit seinen Lehensleuten und Reisigen die Burg, in der er zum Schutze eine kleine Besatzung zurückließ."

„Zwar brach er, nachdem noch einige Tage des tiefsten Schmerzes vorüber waren, das dumpfe Schweigen zur großen Freude der Seinigen, die mit Angst diesen Zustand des geliebten Herrn sahen, aber nie kam mehr ein Lächeln auf seine Lippen, und kaum in seiner Ältern Burg angelangt, ließ er mit großer Feyerlichkeit alle Anstalten treffen, um die letzten Gelübde abzulegen, und die Weihe des Priesterstandes zu empfangen."

„Ausgezeichnet durch Strenge gegen sich, und unerschöpfliche Milde gegen Andere, durch Fröm-

migkeit und priesterlichen Wandel, stieg er bald in seinem neuen Stande von Würde zu Würde empor, und gelangte endlich auf den Bischöflichen Stuhl von Bamberg. Unter vielen frommen Stiftungen und Schenkungen, die ihm den Beynahmen des Freygebigen erwarben, war eine der ersten, die Gründung eines Spitals für die Pilger ins gelobte Land, in welchem sie Pflege, Ätzung und einen Zehrpfennig erhalten sollten, und das auf derselben Stelle gebaut wurde, wo des Pfarrers kleine Wohnung stand, und er in jenen nie vergessenen Tagen von Emma gepflegt worden war.“

„Im Laufe der Zeiten, als der fromme Trieb, das heilige Grab zu besuchen, nachließ, und diese Straße nicht mehr von Pilgern gewandelt wurde, veränderte sich mit dem Zwecke auch die äußere Form dieses Hauses, und nur der Nahme blieb. Es wurde zum Stift für Weltgeistliche, die jetzt noch auf derselben Stelle, wo einst ihres Gründers schönste Tage verflossen waren, für die Ruhe seiner und seiner geliebten Schwester Seele bethen.“

Hier endigte das Manuscript. Eine tiefe Wehmuth hatte sich meiner bemächtigt. Das Schicksal der beyden Liebenden und mein eigenes zerflossen in trübem Nebel vor mir. Alles war längst todt und in ewige Ruhe eingegangen, nur ich Zurück-

gebliebener irrte noch in schmerzlicher Bewegung dießseits des Grabes, und blickte dem hingeschiedenen Engel nach, der mich so gewaltig an sich gezogen, und so bitter hier zurückgelassen hatte.

Es war mir durch einige Tage nicht möglich, mit dem Pater Bibliothekar über seine Schrift zu sprechen. Als ich ruhiger geworden war, erfuhr ich noch, daß Burg-Claus nebst allen übrigen Besitzungen des Hauses Losenstein vom Herzoge von Österreich einem Vetter des Herrn Eberhard, mit dem er aber stets im Unfrieden gelebt hatte, zu Lehen war gegeben worden, der dann die Güter in Ruhe besessen, und von dessen Stamme mein Großvater der letzte Sproße gewesen war. Auf Schloß Claus aber hatten nächtliche Unruhen und grauenhafte Ereignisse die spätern Bewohner aus den Gemächern vertrieben, in welchen einst Herr Eberhard gehaust hatte. Sie bauten sich weiter vorwärts ein neueres Schloß, und der alte Theil sank nach und nach in Ruin.

Von diesen Ereignissen war ich selbst Zeuge gewesen, und sah nun Alles erklärt, was in jener Nacht auf meinem Zimmer vorgegangen war. Doch schwieg ich hiervon, aber sobald es meine Kräfte er-

laubten, reisete ich nach Schloß Claus, unter dem Vorwande, den Herrn desselben aus alter Bekanntschaft zu besuchen. Ich ließ mir die ganze Burg weisen, ich besah und merkte mir alle Stellen, die durch die Geschichte des verklärten Engels mir heilig geworden waren, und erhielt endlich, was der eigentliche Zweck meiner Reise gewesen war, auch die Erlaubniß, das schöne Conterfey, das mir bey meinem ersten Aufenthalte aufgefallen war, für mich copiren zu lassen. Mit diesem Schatze kehrte ich nach Spital zurück, und lebte noch einige Zeit in düsterer Schwermuth und unaufhörlichen Leiden. Diese Leiden, die Überzeugung, daß für mich auf dieser Erde nichts mehr zu hoffen war, und das Beyspiel des frommen Otto von Andechs, der endlich auch im Schooße der Kirche Ruhe und Heilung gesucht hatte, bestimmten mich zu dem Entschlusse, ihm zu folgen, ebenfalls den geistlichen Stand zu erwählen, und hier mein Leben zu beschließen, wo vor langer, langer Zeit die holde Emma, das einzige Bild meiner Träume, gelebt hatte. Mein damahliger Abt und alle Conventualen waren sehr erfreut über diesen Entschluß, doch redeten sie mir liebreich und ernst zu, und stellten mir die Pflichten und strengen Erfordernisse meines künftigen Berufs vor; aber ich

hatte mich bereits geprüft und mit Bedacht entschlossen. So konnte mich nichts von meinem Vorhaben abwendig machen, und zwey Jahre, nachdem ich dieses Stift zu meinem Aufenthalte erwählt hatte, wurde es der feste Ort meiner Bestimmung, und soll auch bald mein Grab werden. Mehr als dreyßig Jahre sind seitdem verflossen, und ich kann nicht sagen, daß mein Entschluß mich auch nur einen Augenblick gereut habe; vielmehr hat meine Seele einen Frieden zu schmecken angefangen, den in ihren vorigen Verhältnissen ihr die Welt nie gegeben hatte, nie geben konnte, und auch meine körperlichen Leiden, so schmerzlich ich sie im Anfange in diesem ungewohnten Clima empfunden, haben sich nach und nach so weit gestillt, daß sie jenen Genuß nicht mehr stören. Gott hat sich gnädig und wunderbar an mir erwiesen, er hat die Opfer, die ich ihm für die Ruhe abgeschiedener Seelen dargebracht habe, nicht verschmäht, es sind mir Beruhigungen hierüber zu Theil geworden, von denen, und der Art, wie sie mir kund geworden, mir zu sprechen nicht erlaubt ist; aber auf Schloß Claus ist es nun ruhig, die lange Gequälten sind ihres Irrens ledig, die verklärten Geister derjenigen, die hier so viel gelit-

ten, erfreuen sich eines ungestörten Friedens, und bald, bald darf ich hoffen, ganz mit ihnen vereinigt, jener Seligkeit zu genießen, gegen welche kein irdisches Glück den Vergleich aushalten kann, und zu dem auch sie in der Zeit ihrer Trübsale hoffend emporsahen.

---

# Der schwarze Friz.

---

# Der schwarze Fritz.

Es war ein trüber Herbstabend des 1648sten Jahres, als Graf Martinitz mit seiner Nichte Luitgarde nach langer Abwesenheit dem Schlosse seiner Ahnen zufuhr. Lange, so lange als möglich, hatte er sich einst nicht entschließen können, trotz der Schrecken des dreyßigjährigen Krieges den liebgewordenen Aufenthalt zu verlassen. Er hatte die Stürme der ersten wilden Auftritte, die Folgen der Prager Schlacht, und so manchen andern Unfall muthig ertragen, und glaubte sich, da die Friedensunterhandlungen bereits angeknüpft waren, im Hafen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torstenson's wilde Haufen in sein Vaterland eindrangen, Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten, und die verheerende Fluth sich auf seine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als

mit Frau und Kind zu fliehen, und sein Schloß den wüthenden Schaaren Preis zu geben.

In Prag, wohin er sich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, starb seine geliebte Gemahlinn an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen both, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreise geliebter Anverwandten heilten allmählich seine Wunden, und nachdem der langersehnte Friede das erschöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn stille Sehnsucht nach dem verlassenen Orte seiner Geburt, nach den Gräbern seiner Ahnen, und er beschloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfest seines ältesten nun einzigen Sohnes zu feyern.

Graf Friedrich war ein liebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Gestalt und gefälligen Sitten verband er mancherley Eigenschaften, die ihn in Gesellschaften beliebt und seinen Freunden werth machten. Er zeichnete und mahlte, war glücklich im Ergreifen der Ähnlichkeiten und besaß einen großen Band kleiner Bildnisse von Bekannten, die er selbst auf seinen Reisen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien gewesen, und für jene Zeit und für seinen Stand

ein kleines Wunder. Sein Vater sah seiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den sein Sohn sich überall zu erhalten und unversehrt in's Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten seit langen Jahren Graf Friedrich und Luitgarde für einander bestimmt. Der alte Graf liebte in seiner Nichte nicht bloß das Ebenbild einer theuern Schwester, er liebte auch in ihr das schuldlose Gemüth, den stillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher, als die Jahre gereift hatten. So war sie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachsen. Später hatten seine Studien und Reisen ihn lange von ihr getrennt, und sie sah jetzt mit inniger Freude einem Wiedersehen und einer Verbindung mit dem Jugendgespielen entgegen, die sie, seit ihr Geist sich zu entwickeln angefangen hatte, als die angenehmste Bestimmung ihres Lebens zu betrachten gewohnt war.

An ihrem Oheim hing sie mit kindlicher Zärtlichkeit, und nahm daher seinen Vorschlag gern an, ihn nach Böhmen zu begleiten und bis zur Ankunft

ihres Bräutigams ihm auf der einsamen Bergveste Gesellschaft zu leisten.

In fröhlichen Aussichten auf eine heitere Zukunft war sie durch die von einem gesegneten Herbste verschönerten Gefilde des reichen Österreichs gefahren. An der Böhmischen Gränze änderte sich die Scene. Die dreyßigjährigen Leiden eines Religions- und Bürgerkrieges hatten dem Lande unverlöschbare Spuren eingedrückt. Dörfer, in denen erst einige ärmliche Hütten neben zerfallenen Brandstätten emporzusteigen anfingen, bleiche Gestalten, aus deren Zügen Mangel und Kummer sprachen, weite Strecken unangebauten Landes, Nahrungslosigkeit und stockender Handel in den Städten, Klagen über Verwilderung des Volkes und Unsicherheit der Straßen beurkundeten überall die traurigen Folgen langwieriger Kriegsstürme. Luitgardens froher Muth sank allmählig; still und in sich gekehrt saß sie neben dem Oheim, in dessen Seele die gegenwärtigen Bilder des Jammers noch schmerzlichere Erinnerungen zu wecken schienen. Das heitere Herbstwetter hatte nebelgrauen Tagen Platz gemacht, der düstere Flor, der über Luitgardens und des alten Grafen Seelen lag, schien sich auch über die ganze Natur verbreitet zu haben. Leiser Regen säuselte unaufhör-

lich durch die vom Herbste entfärbten Wälder und ein kaltes Lüftchen jagte die gelben Blätter in die Fluthen der Moldau, die eintönig und tief neben dem Wege hinrauschte. Jetzt erschien bey der nächsten Wendung der Straße das graue Gemäuer eines ansehnlichen Schlosses. Der Graf erblickte es zuerst, er deutete schweigend darauf hin und ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust. Luitgarde verstand, was bey dem Anblicke der wohlbekannten Mauern ihres Oheims Seele bewegte; auch sie schwieg, seinen Schmerz durch dieß Schweigen ehrend, und so, still, in düstern Gedanken und wehmüthigen Gefühlen, betrat sie zuerst das Schloß, das ihr künftiger Wohnsitz seyn sollte.

Aber ihr klarer Sinn scheuchte bald die dunkeln Bilder von sich weg, und wenn auch in den weiten, halbleeren Sälen, in den hohen Gemächern, wo hier und da beschädigte Geräthe an alte Verwüstungen erinnerten, eine wehmüthige Stimmung sie ergreifen wollte, widerstand sie ihr mit Kraft und Besonnenheit, gab sich Mühe, sich zu beschäftigen und mit hellen Aussichten in die fröhlichere Zukunft zu erheitern, wenn ihr lieber Jugendgespiele und Bräutigam, den sie nun seit so vielen Jahren nicht gesehen hatte, mit seiner Gegenwart diese tiefe Einsamkeit beleben und die selt-

samen Wünsche und Ahnungen, die oft in ihrer Brust aufwallten, ganz lösen und befriedigen würde.

Aber Graf Friedrich kam noch immer nicht. Geschäfte hielten ihn in Wien zurück, wohin er bald nach seines Vaters Abreise gekommen war, und wo er seine bedeutenden Sammlungen, die Früchte seiner Reisen, unter der Anleitung gelehrter Männer zu ordnen gedachte, ehe er sich damit in seine ländliche Einsamkeit begab. Luitgarde schmähte ihn darüber in ihren Briefen aus, aber sie suchte sich die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben. Sie übernahm die Führung des ganzen Hauswesens, sie leitete die Arbeiten, die zur Verbesserung des beschädigten Schlosses vorgenommen wurden, sie durchstrich an hellen Tagen die umliegende Gegend und arbeitete bey unfreundlichem Wetter fleißig mit ihren Frauen. Dann brachte sie die Abende mit ihrem Oheim und dem Pfarrer vor dem freundlichen Kaminfeuer zu, wo sie, was ihr in dem Laufe des still und thätig verlebten Tages begegnet war, dem Oheim mittheilte, seine Meinung forderte, oder doch einen Gegenstand zum lebhaften Gespräche lieferte.

Gleich an einem der ersten Tage, als noch Alles im Schlosse ihre Neugierde reitzte und kein Geräthe, kein Gemählde ihrer Aufmerksamkeit ent-

ging, hatte sie in einem Saale, durch welchen sie jederzeit gehen mußte, um von ihren Zimmern in die des Oheims zu kommen, ein Bild von mittelmäßiger Größe entdeckt, das ihre Aufmerksamkeit lebhaft auf sich zog, und jemehr sie es betrachtete, jemehr fesselte. Es schien ein Kerkergewölbe, vielleicht ein Burgverließ aus alter Zeit vorzustellen. Hohe Bogengänge vertieften sich im Hintergrunde in ferne, schauerliche Dunkelheit, im Vorgrunde rechts war ganz in der Höhe oben eine einzige runde Öffnung, durch welche der Schein des Mondes in das tiefe, dunkle Gewölbe und auf die Gestalt eines gefangenen Ritters fiel, der, mit schweren Ketten belastet, auf seinem Strohlager saß. Man konnte sein Gesicht nicht sehen. Der Kopf, von reichen, dunkeln Locken umschattet, war vom Zuseher abgewendet; aber die gebeugte Stellung, das in eine Hand schwermüthig gestützte Haupt, während der andern einige Kerbhölzer achtlos entglitten, auf denen mit einem verrosteten Nagel, der daneben am Boden lag, Striche, vermuthlich die Zahl seiner Leidenstage, gegraben waren, das Alles in der dämmernden Beleuchtung des Mondstrahles machte ein sprechendes Ganzes aus und ergriff Luitgarden schaurig und geheimnißvoll. Sie konnte sich lange nicht von

dem Bilde losreißen, sie konnte sich es nicht versagen, so oft sie durch den Saal ging, davor stehen zu bleiben, es zu betrachten und sich in die Leidensgeschichte, in die Gefühle des armen Gefangenen recht lebhaft hinein zu denken, und endlich befragte sie des Abends am Kamin den Oheim um das Bild und die Geschichte des gefangenen Ritters. Graf Martinitz wußte ihr wenig Bescheid zu geben. Wahrscheinlich war das Ganze bloß eine Vorstellung des Mahlers, den er nannte; wenn aber eine wahre Geschichte zum Grunde lag, wie er in seiner Kindheit wohl manch Mahl von seiner Großtante hatte erzählen hören, die eine lebende Chronik ihres Hauses war, so stellte dieß Bild einen ihrer Ahnherren vor, der in den Zeiten des Hussitenkrieges gelebt und wegen Religionsmeinungen vom König Siegmund war gefangen gehalten worden.

Ach, das waren auch böse Zeiten, wie die unsrigen! sagte der Pfarrer, indem er seufzend zum Himmel blickte.

Ja wohl, erwiederte der Graf, und nun vertieften sich die beyden Greise in ein Gespräch, das in der damahligen Zeit wohl der Hauptgegenstand aller Gespräche war, in Klagen über die Leiden ihres Vaterlandes, die unübersehbaren Folgen der-

selben auf Kinder und Kindeskinder. Vor Allem führte der Pfarrer die Verwilderung des Volkes an, wo die drückende Noth das Härteste und Schlechteste gebiethet und keine Gottesfurcht den bösen Begierden ein Gegengewicht gibt. Er erzählte von Räuberbanden, die sich in den Wäldern zusammengethan und theils aus entlaufenen, oder entlassenen Soldaten, die der Friede unnütz gemacht, theils aus verarmten, hülflosen Menschen bestanden. Er wußte eine Menge gräßlicher Geschichten von ihnen, und der Graf, in dessen wundem Herzen diese Klagen antwortende Klänge fanden, stieg nun auch in die Vergangenheit hinauf und führte an, was in früheren Jahren durch den unseligen Bürgerkrieg Trauriges geschehen war.

„So hat einer meiner Freunde seinen einzigen Sohn, den einzigen Erben eines großen Vermögens eingebüßt, und das edle Haus stirbt nun aus. Ihr habt ja, ehrwürdiger Herr, den Grafen Lansky gekannt?“

Lansky? rief Luitgarde, und wurde aufmerksam.

Ja, fuhr der Oheim zu ihr fort: „Der Graf Lansky, mein Jugendfreund, der einst deine Mutter hatte heirathen sollen! Verhältnisse trennten diese Verbindung, Lansky ging auf seine Güter

in Schlesien, ich habe ihn seitdem nur wenig mehr gesehn. Er verheirathete sich dem Wunsche seines Vaters gemäß und fand den einzigen Trost einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines schönen, vielversprechenden Knaben. Da wälzte sich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenstein verfolgt, zog mit dem Reste seines Raubgesindels, durch Schlesien sich durchschlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu seinem Unterhalte nöthig ist, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldschen brachen mit Feuer und Schwert in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drangen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände, oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer seiner Wärterinnen, der halb von den Flammen verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil seine Leiche nicht entdeckt worden war; aber

mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloser Nachforschungen haben ihn endlich überzeugt, daß sein Sohn ein Raub der Flammen geworden ist, und Lansky steht nun kinderlos auf seinen Herrschaften, die sich seitdem noch nicht von den Verwüstungen erhohlen konnten.“

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünschungen des Krieges aus. Luitgarde hatte still da gesessen, ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. Jetzt erhob sie das dunkle Auge mit wehmüthigem Ausdruck auf ihren Oheim und sagte: Hieß der verlorne Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?

Ich glaube ja, erwiederte dieser.

Meine gute selige Mutter hat mir öfters erzählt, fuhr sie mit einem kleinen Erröthen fort, daß einmahl von einer Verbindung —

Ganz recht, fiel Graf Martinitz ihr in's Wort: Du warst zur Braut dieses Victorin bestimmt. Weil sein Vater deine Mutter nicht besitzen durfte, sollte das sehnlich gewünschte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warst kaum geboren, als der Himmel, gleichsam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwischen unsern Häusern zu zerstören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.

Er hat mir den Verlust reich ersetzt, erwiederte Luitgarde erröthend, indem sie des Oheims

Hand an die Lippen zog. Ja, sagte der alte Graf: Mein Friedrich ist ein edler Jüngling, ich hoffe mit Gottes Beystand, er wird dich so glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienst.

Amen! rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde seufzte, indem sie des Oheims Hand an ihre Brust drückte: Ach! wenn er nur schon da wäre!

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen vergingen die langen Herbstabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiste von dem erzählte, was ihr begegnete, so gab es doch Einiges, was sie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war sie an einem der ersten schönen Tage, welche sie auf dem Schlosse verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und aus demselben in den nahen Wald spazieren gegangen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen stand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus sie die Gegend und den Fluß, der hier zwischen den Bergen hervorkam, übersah. An jenem Tage lockte die Neugierde sie weiter. Sie stieg vom Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel

herumfloß; aber als sie ein Paar hundert Schritte zwischen Gebüschen herabgestiegen war, fand sie plötzlich einen jähen Absturz, felsicht und schroff, unter welchem die Moldau laut tosend zwischen engen, steinigten Ufern hinbraus'te. Der wildschöne Anblick reitzte sie, sie blieb stehen und schaute mit wunderbarer Sehnsucht hinab in das wechselnde Gestrudel der Wogen, die sich bald kochend überschäumten, bald über höhere Steine in glattem Spiegel hinabflossen. Ein kleiner Knabe spielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerley Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Wassers warf und sich daran ergetzte, wenn die leichten Gegenstände bald auf der Spitze der Wellen erschienen, bald in Tiefen verschwanden. Da rauschte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgestalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch so, daß Luitgarde sein Gesicht nicht sehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb stehen und schaute ebenfalls in den Strom, dann hakte er langsam sein Wehrgehenke los, zog ein breites Schwert rasselnd aus der stählernen Scheide und bückte sich zum Wasser hinab, um Blutflecken, die Luitgarde deutlich erkannte, davon abzuwaschen. Der Anzug des Fremden, der keinem bestimmten Stande anzugehören schien, das

Rasche, beynahe Wilde in seiner Bewegung, sein finsteres Aussehen, das Blut am Schwerte, Alles kam ihr unheimlich vor, und sie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer sich trug; dennoch konnte sie nicht umhin, die hohe, stolze Gestalt des Fremden, die sich vortheilhaft in der phantastischen Kleidung ausnahm, selbst das Edle in seinen Bewegungen zu bemerken, und noch stand sie in zweifelhafter Regung zwischen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrey des Kindes sie aufschreckte, das unvorsichtig seinem Spielzeuge in's Wasser nachgestürzt war. Luitgarde stieß ebenfalls einen Laut der Angst aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwert und Mantel ab, sprang in den Fluß, zog den schreyenden Knaben heraus, ergriff hastig die weggeworfenen Kleidungsstücke, sah sich noch einmahl wild um, und floh, so schnell er konnte, in's Dickicht hinein. Luitgarde stand betäubt, verwirrt durch Alles, was sie gesehen. Auch das Kind sah sich verwundert nach seinem Retter um; aber er war verschwunden, und jene erste Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte sich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja so menschlich schön an dem fremden Kinde gehandelt, er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied

eines Bundes von Verbrechern seyn. Wer es aber immer seyn mochte, er wollte nicht gesehen werden, er hatte ein Geheimniß und das beschloß sie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schlosse, aber sie liebte es, sich in einsamen Stunden die Scene zurückzurufen, sich, so viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu besinnen und aus Allem, was sie gesehen und nicht gesehen hatte, sich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erscheinung erklären sollte.

Indessen mehrten sich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüsteten Schlössern sich aufhielten und von dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerschrecklichsten, so wie die seltsamsten Erzählungen wurden von einer dieser Gesellschaften verbreitet, deren Hauptmann der schwarze Fritz genannt wurde, und allgemein als der kühnste und entschlossenste Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldschen Freybeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch Andere machten ihn zu einem Köhlerssohne aus Sachsen, der sich durch Muth und Verstand bis zum Offizier unter

den Schwedischen Truppen geschwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt von einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schicksal nach ihrer Ansicht an ihnen gesündigt, nun an Beglückteren rächen wollten. Man trug sich mit einer Menge Anekdoten von diesem schwarzen Fritz und seiner Bande. Sie waren bald schauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, besonders die, wo der Hauptmann selbst eine Rolle spielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reste von Menschlichkeit, ja manch Mahl Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bey solchen Gesprächen gegenwärtig seyn, ohne daß ihr nicht der Fremdling vom Moldaustrande einfiel. Das Blut am Schwerte, die seltsame Kleidung, die dunkle Gesichtsfarbe, selbst die Scheu, mit der er floh, Alles schien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann desselben, den berüchtigten schwarzen Fritz, zu deuten, und sie bedauerte nun noch mehr, daß sie seine Züge so wenig hatte unterscheiden können. Doch hörte sie mit lebhaftem Interesse allen Gesprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn sich mit Ab-

scheu von den erzählten Gräuelthaten abwandte, so konnte sie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung so vielen Muthes, solcher Willenskraft und Kühnheit entsprang, verbunden mit dem innigsten Bedauern über den Mißbrauch so schöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieses von der Natur so reich begabte Wesen in andern Verhältnissen hätte werden können, und was nun sein Loos in dieser und jener Welt sey!

Immer näher, immer häufiger fingen die Spuren von dem Daseyn jener Bande an, sich um Luitgardens Wohnsitz zu zeigen. Graf Martinitz dachte auf ernstliche Gegenanstalten, und mitten unter diesen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage festsetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unsicherheit jener Gegenden sich schon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der schwarze Fritz als ein gefürchtetes Ungethüm geschildert worden, und er nahm daher seine Maßregeln sehr vorsichtig, so, daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereisen, um nie in der Nacht zu fahren, seinen Weg einrichten und sich vor den berüchtigtsten Stellen Geleite von den nächsten Militärposten verschaf-

fen wollte. Der alte Graf war sehr froh über diese kluge Vorsicht seines Sohnes, dessen Reise ihn längst mit Besorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute sich recht sehr auf den lieben Jugendgespielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einsamkeit und so beschloß sie, einen Besuch bey einer ihrer Freundinnen in der Nachbarschaft, den sie sich längst vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungestört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein, die Freundinn war nur zwey Stunden entfernt, Luitgarde sollte bewaffnete Bediente und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des Einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ sich Alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und die Reise ging glücklich vor sich, bis auf den schlechten Weg, der durch lange Vernachläßigung und das Herbstwetter grundlos geworden war. Schon waren sie auf dem Rückwege, und hatten das Schloß der Freundinn lange verlassen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg sich am steilen Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die Kutsche in den tiefen Geleisen auf-

wärts zu ziehen, ein Rad brach und Alles zusammenstürzte. Das Jammergeschrey der Kammerfrau, das Fluchen der Domestiken zogen einen Mann herbey, der in sauberer bürgerlichen Kleidung vom Berge herab seines Weges kam. Er sah den Unfall, eilte herbey, griff thätig zu und zog, indeß die Andern verwirrt durcheinander liefen, die erschrockenen Frauen aus der umgestürzten Kutsche. Die Kammerfrau sprang ihm zuerst in die Arme, er setzte sie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum Wagen zurück. Luitgarde hatte sich aufgerichtet, sie reichte dem hülfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem seinigen, und — eine Purpurgluth schoß in ihre Wangen. Es war eines der schönsten, wenigstens der bedeutendsten Männergesichter, die sie je gesehen. Große, dunkelglühende Augen blitzten sie unter schöngewölbten Braunen an, eine regelmäßige Nase senkte sich zu fein gespaltenen Lippen nieder, und zwischen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anstand und reiner Sprache ihr seine Hülfe anboth. Auch er schien betroffen über den Anblick seiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er sie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er both ihr seinen Arm, er leitete sie sorglich, und an einer sehr sumpfigen

Stelle erbath er sich die Erlaubniß, sie auf seinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn sie nicht bis an den Knöchel versinken wollte. Ehrerbiethig umfaßte er sie, kein unanständiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführerische Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er sie über den Sumpf, setzte sie am trockenen Rande des Weges hin, und wagte nur, sie zu halten, bis sie sich gesammelt hatte, damit sie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Besinnung zurückgekehrt war, dankte sie dem Fremden sehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber sogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beste that. Seine Augen hatten schnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrschte den Leuten zu; keiner war, der sich widersetzte, dem es auch nur einfiel, sich über den gebiethenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zusammengeknüpft, so gut es möglich war, und langsam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo sie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden sollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück, und fragte Luitgarde, ob sie nicht ebenfalls mit hinunter in

das Haus gehen wollte, wo sie sich erhohlen, und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht seyn würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutsche mit den Domestiken folgte langsam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt sie mit verständigen Gesprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über dem schienen, was sein Anzug verkündete. Unter andern befragte er sie, warum sie nicht lieber den bequemern Weg unten durchs Waldthal gefahren wäre, da die Straße über den Berg in dieser Jahreszeit immer schlecht wäre? Luitgarde lächelte und sagte nach einem kleinen Bedenken: Die Straße da unten durch den Wald soll unsicher seyn, mein Oheim hat für mich gefürchtet.

Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?

Nein, erwiederte Luitgarde: Man sagt, der Räuberhauptmann, der schwarze Fritz, wie sie ihn nennen, hat stets gute Kundschaft von Allem, so wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domestiken eine Freundinn zu besuchen fährt, keine Schätze bey sich führt, die ihn reizen könnten.

Ganz wohl, mein Fräulein; aber der schwar-

ze Fritz soll nicht bloß raubsüchtig, er soll auch verwegen und grausam seyn und oft zur Lust —

Nein, erwiederte Luitgarde bestimmt: Das glaube ich nicht. Ohne Zweck, ohne Aussicht auf reiche Beute, bloß um Übels zu thun, wird der Mensch kein Verbrechen begehen.

Habt Ihr denn eine bessere Meinung von ihm, als die Welt? fragte der Fremde zweifelnd.

Die habe ich, antwortete Luitgarde.

Wirklich? fuhr der Mann auf: Und warum? Woher?

Es mag Euch vielleicht seltsam scheinen, antwortete Luitgarde gelassen, als sie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Ansicht schloß: Es mag Euch seltsam scheinen; aber ich kann nun einmahl von diesem schwarzen Fritz nicht all das Böse glauben, was man sich erzählt.

Der Fremde blieb einen Augenblick stehen und sah Luitgarden mit einem seltsamen Blicke an: „Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?"

Ja, entgegnete Luitgarde, obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu seyn und das Urtheil der Menge zu theilen scheint. Und nun erzählte sie ihm sehr gesprächig allerley Anekdoten, die sie vom schwarzen Fritz gehört hatte, und in welchen Allen sie bey wilden Thaten und verwerfli-

chen Beginnen eine gewisse Größe der Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widersprach ihr öfters, er sah den Räuberhauptmann in viel ungünstigerem Lichte, er schien von seinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu seyn, indem er ihr manches Unbekannte von ihm sagte, und unter andern auch gewiß versicherte, er sey Schwedischer Offizier gewesen, habe mit Auszeichnung gedient, und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung seine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte sich bestimmt gegen ihn.

Ich kann Euch nicht widersprechen, da Ihr so wohl unterrichtet seyd, sagte sie endlich; aber ich versichere Euch, daß ich mit schwerem Herzen meine bessere Meinung von diesem Menschen aufgebe.

Der Fremde seufzte und sah finster vor sich nieder: Wären mehr Menschen so eines edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht so tief gesunken.

Glaubt Ihr? Nun seht, Ihr seyd im Grunde auch meiner Meinung, und so kann ich Euch sagen, daß ich schon mehr als ein Mahl recht herzlich für ihn zu Gott gebethet habe, daß er ihn erleuchten und von seinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte.

Der Fremde schien in heftiger Bewegung, und Luitgarde, als sie sich besann, was sie gesagt, erstaunte über sich selbst, wie sie dahin kam, einem wildfremden Menschen, den sie zum erstenmahle sah, dessen Nahmen und Stand ihr gänzlich unbekannt war, so aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele wie mit Gewalt öffnete.

Nun waren sie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus, bald erschienen die Bewohner und beeiferten sich, die Kutsche herzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herstellung vonnöthen war. Es schien, als habe der Fremde hier zu befehlen, und Luitgarde nahete sich, da er nicht erschien, einem von den herbeygekommenen Leuten. Jetzt sah sie sie erst genauer an. Es waren lauter wunderliche, abschreckende Gestalten, und nicht ohne Widerwillen redete sie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte sein. Luitgarde beruhigte sich. Diese schwarzen, wilden Männer waren Eisenarbeiter, auch machte es ihr Vergnügen, zu sehen, wie geschickt sie die Arbeit angriffen, so, daß sie hoffen konnte, ihre Reise bald fortsetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. End-

lich erschien er. Mit trübem Ausdruck in den Blicken bath er sie um Verzeihung, daß er sie habe warten lassen, und ersuchte sie ehrerbiethig, ins Haus einzutreten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeschosse, eine kleine Collation stand auf einem Tische bereit, eine alte Frau empfing sie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anboth, sie unterhielt, zeugte von feiner Lebensart, und ein schwermüthiger Ausdruck in diesen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton seiner Stimme, regte ihr Herz in den seltsamsten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande sey, sie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick schoß auf den eintretenden Bedienten, der seiner Gebietherinn diese unwillkommene Bothschaft brachte. Luitgarde schrack zusammen. Der Fremde bemerkte es, und sogleich wieder milde, bath er sie um Vergebung seiner raschen Bewegung, und both ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Sie verneigte sich freundlich und legte ihre Hand auf seinen Arm. Da blieb er plötzlich stehen, sah sie lange an und sagte nach einigem Kampfe mit sich

selbst: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein paar Worte allein sage.

Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem schwarzen Fritz gesagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber seine Leute. Er hat Ursache, sich vor mir zu scheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch diesen Ring gebe, und wenn Ihr einst durch ein unglückliches Ungefähr in seine oder seiner Leute Hände gerathet, so weiset diesen Ring vor, und Ihr seyd gerettet.

Luitgarde stand bestürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte sie verstummen. Der dunkle Fremdling am Moldaustrom erschien vor ihrem Geiste, sie glaubte einige Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief sie, und, ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, sah sie ihn forschend und grausend an. Der Adel dieser Züge, der milde Ausdruck seiner Augen straften eine kindische Furcht Lügen; sie faßte sich und ergriff den Ring. Es war ein schöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beyden Seiten mit drey kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts besetzt.

Ich danke Euch recht sehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch. Diesen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich seiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhaftesten Dank seinem Eigenthümer zurückstellen. Aber seyd nun auch so gütig, mir Euern Nahmen und Wohnort zu sagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geschenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorne: Der Ring ist mir sehr theuer. Ich gab ihn Euch, er sollte Euch dienen, er sollte Euch vielleicht retten, er sollte dafür bey Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge suchte den Boden, und schnell ließ sie, ohne zu bedenken, was sie that, den Ring in den Busen fallen, weil Jemand ins Zimmer trat. Der Hammermeister both ihr aufs Neue den Arm, sie schritten hinaus, er hob sie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben so flüchtig erwiedert, ihre Blicke begegneten sich noch einmahl und die Pferde rissen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und streitenden Gefühlen fuhr sie dahin. Sie konnte sichs nicht läugnen, daß die Erscheinung des Budweiser Hammerherrn einen

wunderbaren Eindruck auf sie gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichste war ihr die Gewalt, mit der sein Inneres auf das ihrige zu wirken, sie zur Offenheit und Wohlwollen gegen ihn gleichsam zu zwingen schien, gegen ihn, den sie nie gesehen, ja dessen Äußerungen und Umgebungen so manches seltsame und nicht freundliche Räthsel zu enthalten schienen.

Angelangt auf dem Schlosse ihres Oheims, kam ihr dieser voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch diesen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte sie diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Sie war nicht im Stande zu antworten; die Müdigkeit, die Erschütterung der Reise — die Kammerfrau hatte sogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, sich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf sie sich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob sich in ihrer Brust, tausend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotischen Streite durcheinander, Schmerz und Beschämung, Sehnsucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher

Neigung, mit der ganzen Welt. Da wurde es laut im Schlosse, Thüren gingen auf und zu, Menschentritte schallten eilig über die Gänge, Friedrich war angekommen. Sie mußte sich zusammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie stand auf, sie fühlte, daß sie zitterte und ihre Knie wankten. O Gott, was ist das? rief sie: Was wird mit mir? In dieser Bewegung, wie sie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Busentuches. Sie erschrack, wie vor einem Geiste, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füßen; aber man nahete sich ihrem Zimmer, schnell hob sie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thüre des Vorsaals ging auf, sie hörte ihren Oheim und eine feine zweyte Männerstimme, die ihr Herz umwandte. Entschlossen raffte sie sich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim stand vor ihr und ein junger Mann, in dessen ausgebildeten Zügen sie die Umrisse des jugendlichen Freundes erkannte, bückte sich zierlich und tief. Das ist mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, sagte der Oheim freudig, und das ist deine Braut.

Meine schöne Braut, lispelte Friedrich, und breitete die Arme aus, sie zu umfangen. Aber in

ihr hatte der innere Sturm seinen höchsten Gipfel erreicht, ein unbeschreibliches Weh durchzuckte ihre Brust, sie stieß einen undeutlichen Schrey aus, und sank ohnmächtig auf Friedrichs Schulter.

Als sie zu sich kam, fand sie sich auf ihrem Bette, der Oheim hielt sie in seinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau sie mit Essenzen labte. Sie richtete sich auf, sah starr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie ist Euch, liebe, schöne Cousine? fragte Friedrich: Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich so ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, sagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Luitgarde suchte sich zu fassen: Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergib! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt ist es vorbey, mir ist wieder leichter. Sie stand auf, sie strebte, ihren Vetter recht freundlich anzusehen und angelegentlich von seiner Reise, von seinem Aufenthalte in Wien zu sprechen. Es kostete sie unsägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte

mit inniger Theilnahme zu, und Luitgardens aufgeregte Gefühle beruhigten sich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schlosse, daß Luitgarde ihren Bräutigam ganz unbeschreiblich liebe, und Friedrich suchte sich auf alle Weise dieser schönen Neigung werth zu machen. Luitgarde fühlte dieß an tausend geflissentlichen Aufmerksamkeiten, an zierlichen Bestrebungen, ihre Wünsche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunstreicher Mensch; in den vielen Ballen und Kisten, die er mitbrachte, waren nicht bloß Kunstwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthschaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünschen, so war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte, oder zerbrach, herbeygeschafft, oder zurecht gemacht, und sie mußte sich hüthen, derley Wünsche ja nicht oft laut werden zu lassen, wenn sie nicht von allen Seiten mit Leistungen und Verbindlichkeiten umsponnen seyn wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich seine Kunstfertigkeiten und seine Liebe zu ihr an den Tag zu legen strebte. Diese Geschicklichkeiten erstreckten sich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schlosses zu übernehmen, er sprach und unterhandelte mit den Arbeitern, er griff selbst zu, er schmückte einige Zim-

mer mit Zeichnungen von seiner Hand aus, er mahlte andere selbst, war pünctlich, anstellig, sanft, gefällig, voll Kenntnisse, voll Talente. Luitgarde erkannte das Alles, sie schätzte seinen Werth, sie ehrte sein gutes Herz, sie war fest entschlossen, ihm ihre Hand zu geben; aber sie konnte in einsamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Wesen ihr den Vetter weibisch und schwach darstellte, ein rebellisches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und sie zu Vergleichen hinzureißen schien, die sie sich nun einmahl nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterley Art sich zu beschäftigen wußte, und Luitgarde mit festem Sinne dahin strebte, sich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligeren mit Heiterkeit entgegen zu sehen, da der alte Graf das Hochzeitfest seiner Kinder für den nächsten Frühling angesetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältnissen der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gast, jeder Einwohner des Schlosses oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt gewesen, brachte neue Raub- und Mordgeschichten vom schwarzen Fritz mit. Mitunter waren es Neckereyen, Schalksstreiche

oder unbegreifliche Wagstücke, wie nur Übermuth und Verachtung jeder Gefahr sie eingeben konnten, Auftritte, bey denen der kühne Räuber nicht selten, um ein tolles Wort, das er gegeben, zu lösen, oder um ein Unrecht zu strafen, sein Leben, ja seine Freyheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel gesetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde seit dem Vorfalle mit dem Budweiser Kaufmann diese Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein schönes, adeliches Wapen gestochen war, eher für günstigere Vorstellungen sprach, so klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht sie immer wieder auf den Gedanken zurück, den sie mit Beben und doch mit unaussprechlichem Wohlgefallen dachte, daß sie dem Furchtbaren vielleicht nahe gewesen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweise der Theilnahme, von dem Wilden und Gesetzlosen Merkzeichen der zartesten Achtung erhalten habe. Aber selbst diese Ungewißheit, das räthselhafte Dunkel, worein sich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, sein Andenken öfters in ihrem Geiste zu erwecken.

Es waren aber nicht diese zufälligen Erzählungen und Gespräche allein, was unaufhörlich

ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte seit einiger Zeit deutlich, daß sie von einer unbekannten Macht umgeben und geheimen Einwirkungen bloßgestellt sey, deren Urheber sie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur sie auf Gesinnungen der zartesten Achtung, ja vielleicht noch einer sanfteren Empfindung schließen konnte. Mancher kleine Wunsch, den sie flüchtig geäußert, fand sich erfüllt, manche Sorge, die sie als Führerinn des Hauswesens beschäftigte, schien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was sie an Vorräthen, an Habseligkeiten für sich und das Haus bestellte, langte mitten durch die unsichersten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unversehrt im Schlosse an. Auf drey bis vier Meilen um ihren Wohnsitz herrschte die tiefste Ruhe, und in den undurchdringlichsten Wäldern, die ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reisen. Es war, als schwebe eine schützende Gottheit über dieser Gegend, und mancher kleine Raub, der an einem Unterthan ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weise ersetzt. Jede solche Erfahrung drückte einen scharfen Stachel in Luitgardens Brust, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieselbe.

Es war vor einigen Wochen, als sie einst über der Tafel im Gespräche den Wunsch geäußert, einen Papagey zu besitzen, wie sie einen bey einer Freundinn in Wien gesehen. Sie sprach mit Lust und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr so ein Thierchen machen würde, von der Zerstreuung in einsamen Stunden, wenn Geschäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunstsammlungen und Mahlereyen den Vetter von ihr entfernten. Aber das Gespräch, der Papagey und die Freude daran waren längst vergessen, als plötzlich einmahl bey'm Aufstehen ein seltsamer Schrey ihr Ohr berührte und sie, zum Fenster tretend, woher er erschollen war, mit Schrecken und Staunen ein sehr schönes Papageyenhaus an dasselbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieser Art erblickte. Wie war der Käfig an ihr Fenster gekommen, das im zweyten Stockwerke des auf Felsen gebauten Schlosses nur dem kühnsten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hause, auf ihren Vetter, der denn aus den Fenstern der anstoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Überraschung hätte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, sie eilte zu ihrem Oheim hinüber, sie dankte ihrem Vetter. Alles war erstaunt, aber Niemand unterrichte

bewies ihr durch allerley kleine Umstände, daß er in dieser Nacht nicht auf jenem Flügel des Schlosses gewesen seyn konnte. Alle Leute im Hause wurden ausgeforscht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Luitgarde den Vogel und ergetzte sich an seinem mannichfaltigen Geschwätz, und konnte gewisse Gedanken, die ihn ihr werth machten und ihr Herz, wenn sie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenster gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten, nicht verscheuchen, als plötzlich in einer einsamen Stunde der Vogel deutlich: „Victorin! Ach, Victorin!“ ausrief. Dieser Nahme und der Seufzer, der ihn begleitete, machten sie stutzen. Sie sprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort gelehrt, gleich als könnte er sie verstehen. Aber der Vogel wiederhohlte sein: „Ach, Victorin!“ und Luitgarde, die sogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerst bestimmten Verlobten dachte, fühlte ein unaussprechliches Grauen; es war ihr, als umringten sie die Geister der Verstorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Besinnung wieder zurück, sie schämte sich ihrer Furcht, ja, sie neckte den Vogel nun absichtlich mit dem Nahmen, und ließ sich ihn, so oft es ging, vorsagen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus

gekommen, beschäftigten alle Bewohner desselben auf's lebhafteste. Die Meisten fanden viel Spaß an dem kunstreichen, schwatzhaften Thierchen; nur der alte Graf schüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Bestrebungen damit verglich, womit eine unsichtbare Macht Luitgarden zu umgeben schien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich war am unruhigsten, er forschte überall nach, er durchsuchte das ganze Schloß und seine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauses, Gräfinn Bellheim, die Familie zu besuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereisen entfernt, und nur ein nothwendiges Geschäft, welches sie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte sie bewegen, im Winter und bey den furchtbaren Gerüchten von der Unsicherheit der Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing sie mit Freuden. Luitgarde hatte so lange eines Umgangs von ihrem Geschlechte entbehrt, sie führte also gleich am andern Morgen die Gräfinn in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Putz und tausend ähnliche Gegenstände Stoff zu lebhaftem Gespräche gaben, als auf einmahl der Papagey seine Stimme erhob, und

„Victorin! ach, Victorin!“ rufend, der Gräfinn Blicke auf sich lenkte.

Was ist das? rief sie bestürzt: — Dieser Papagey — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff sie.

Es ist mein Papagey, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weise entwendet.

Luitgarde stand verlegen: — Bey Gott! Ich weiß nichts —

Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Eure Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfinn wiegte staunend das Haupt. Das fasse, wer kann, sagte sie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, oder eine seltene Ähnlichkeit mich irre führt, so seyd so gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfinn kosend, und der Papagey drehte den Hals nach der Stimme, schüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfinn zu, die ihm die Hand hin hielt. Er setzte sich sogleich darauf, er liebkos'te ihr und erkannte so mit allen Zeichen die ehemahlige Gebietherinn.

Der Vogel ist Euer, sagte Luitgarde finster:

Ich seh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte sich mit sehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfinn verbath es, sie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, sie ersuchte sie, das Thierchen, das vorher doch ein gestohlenes Gut gewesen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundinn zu empfangen.

Gestohlen Gut? wiederhohlte Luitgarde, und ihr Innerstes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfinn! sagte sie nach einer Pause, und ich danke Euch für Euer gütiges Anerbiethen; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel ist mir verhaßt, seit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfinn wollte ihr freundlich zureden, sie stellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr seines Lebens gebracht, ganz unschuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht seyn!

So wisset Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts, erwiederte Luitgarde hastig, als daß ich den Vogel nicht mehr sehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beschwöre, ihn sogleich mit Euch fortzunehmen, denn ich — ich lasse ihn bey'm Fenster hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er ist ja gestohlen!

Die Heftigkeit, die hervorbrechenden Thränen,

mit welchen Luitgarde diese letzten Worte sprach, machten die Gräfinn stutzen. Sie drang also nicht weiter in sie, und es blieb dabey, daß sie ihren Vogel mit sich nehmen würde.

Unter verschiedenen Gesprächen, die sie, um die tiefbewegte Freundinn zu zerstreuen, auf die Bahn brachte, legte sich endlich Luitgardens innere Empörung, und nach einer Weile war sie ruhig genug, die Gräfinn zu fragen, wer denn in ihrem Hause Victorin heiße, und warum der Papagey diesen Nahmen immer mit einem Seufzer ausspreche?

Victorin? sagte die Gräfinn verwundert: Bey mir heißt Niemand im ganzen Hause so, und er hat auch dieß Wort nie gekonnt, so lange ich ihn hatte, was beynahe drey Jahre war.

Luitgarde schwieg gedankenvoll.

So heißt wohl euer unbekannter Ritter so, und er hat den Vogel seinen Nahmen sprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde sie heftig: Ich kenne keinen Menschen, der diesen Nahmen führt. Bey Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfinn drang nicht weiter in sie, denn sie sah wohl, wie Alles, was auf diesen Vogel

Bezug hatte, Luitgarden auf's heftigste erregte; aber sie behielt ihre Gedanken für sich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denselben Abend einen Theil derselben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in dem Herzen seiner Braut gar nichts geahnet hatte, schweifte, durch die Erzählung der Gräfinn aufgereizt, auf allerley ganz entgegengesetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zusammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagey weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der so zweydeutige Geschenke bringe, und die man so gleichgültig wieder hingebe.

Die Gräfinn sollte bald darauf abreisen, und da sie von allen den Mordgeschichten, welche sie hier im Schlosse hatte erzählen hören, noch ängstlicher geworden war, sah der alte Graf keine Möglichkeit, seine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich selbst meiner schönen Muhme diesen Ritterdienst erweisen, sagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in diesem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit, Friedrich, hörst du?

Mit vielem Vergnügen, antwortete dieser, indem er aufstand, und sich gegen die Gräfinn verneigte. Aber Luitgarde sah den Widerwillen deutlich, mit dem er sich diesem Auftrage unterzog.

Es war indessen nichts anderes zu thun, als freundlich beym bösen Spiele auszusehen. Die Reise wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abende langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schlosse an. Luitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, sie hatte einige Ängstlichkeit über das Schicksal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, so ernst und liebreich auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen diese Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der sie besorgt machte, und der auch für sie nur auf ungewissen Vermuthungen beruhte, durfte sie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch diesen sichtbaren Antheil, er umarmte seine Braut recht herzlich, und sie sah bald aus seinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen seyn müsse, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Luitgarde! sagte er: — Doch, warte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog sie mit sich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen konn-

te er seine große Neuigkeit nicht mehr zurückhalten. — Vater! Luitgarde! sagte er: Denkt, was mir begegnet ist, was ich erlebt habe! — Ich habe den schwarzen Fritz gesehen.

Den schwarzen Fritz? riefen Beyde.

Ja, ja, leibhaftig und so nahe, wie ich Euch sehe, und ich habe sogar mit ihm gesprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater: So ist er gefangen?

O, das nicht! antwortete Friedrich.

Bist du angefallen worden? fragte Luitgarde erschrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich: Gesprochen habe ich ihn, wie ich Euch spreche, ruhig, gelassen.

Nun, so erzähle in Gottes Nahmen! sagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut Morgens auf der ersten Station vom Schlosse der Gräfinn herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Nahmen zu verschweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, sondern setzte mich in der Gaststube hin. Es waren allerley Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu strei-

fen. Sie lärmten und fluchten, und erzählten allerley wildes Zeug von den Räubern, und wie sie dem schwarzen Fritz schon zwey Mahl ganz nahe auf der Spur gewesen wären, wie er hier herum seinen eigentlichen Sitz habe u. s. w. daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in die Nacht zu fahren. Indeß öffnete sich die Thüre, und ein Geistlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von seinem Schulmeister gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von ansehnlicher Gestalt, sein Aussehen, sein Stand, selbst seine Blicke, möcht' ich sagen, gebothen dem rohen Haufen Stillschweigen. Er ließ sich mit seinem Schulmeister etwas Wein geben, trank mäßig und hielt sich still. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu schwatzen, sie behaupteten, den schwarzen Fritz gut zu kennen, sie schilderten ihn mit furchtbaren Zügen und versicherten, wenn sie ihn jetzt wieder träfen, sollte er ihnen nicht mehr entgehen. Da stand der Geistliche auf, stellte sich zu ihnen und fragte: wenn sie denn ihrer Sache so gewiß wären, warum sie dem Menschen sein schreckliches Handwerk nicht schon längst gelegt hätten? Die Dragoner schwatzten und schwadronirten in den Tag hinein, wie rohe Soldaten pflegen. Der Geist-

liche trieb seinen Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich sehen, und es schien ihn zu belustigen, wie hoch und kühn sich die Kerls vermaßen, was sie an dem schwarzen Fritz thun wollten, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? sagte der Geistliche, mit einem Tone, der mir, ich gestehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir sahen uns Alle sonderbar untereinander an, jeder besorgte, in seinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indessen war der Schulmeister, der sich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geistlichen einen Wink.

Ich bin der schwarze Fritz, rief dieser nun mit einer Donnerstimme mitten in die betäubte Versammlung hinein, warf sein falsches Haar ab, und stand in schwarzen, krausen Locken furchtbar, aber hübsch da. Zugleich aber zog er ein Pistol, und hielt es vor sich. „Dem, der mir nahe kommt, brenn' ich das Gehirn aus!" rief er. Der vermeinte Schulmeister entblößte einen ungeheuern Saras und deckte seines Herrn Rückzug. Wir standen alle erstarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf: Das ist zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte sich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigsten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgesetzt?

Ja wohl. Die Dragoner waren sogleich aufgesprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeschnitten, und wie sie sich aufschwingen wollten, rollten sie mit Decke und Sattel wieder von ihren Gäulen herab; die beyden Räuber aber sprengten hohnlachend auf ihren windschnellen Rossen davon.

Nun, das ist zu toll! sagte der Vater: Ein ganzes Zimmer voll Menschen, darunter Soldaten, und können zwey Räuber, die sich ihnen noch spottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich suchte die Sache zu erklären, zu entschuldigen; aber der Vater blieb auf seinem Sinne, daß das eine ewige Schande sey, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beschreibung von dem schwarzen Fritz abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indessen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Tagen

sollst du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte sich ergeben, aber sie konnte nun weniger als je ein gewisses Bild aus ihrem Gedächtnisse verbannen, oder sich des dunkeln Gefühls erwehren, daß ihr Vetter neben dem kecken Räuber doch eine armselige Rolle gespielt habe.

Nach zwey Tagen, während welchen Friedrich seine Cousine auf eine geschickte Art vom Durchgehn durch den Bildersaal abzuhalten gewußt hatte, hohlte er sie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen versprach, führte er sie gerade vor das Bild des unglücklichen Gefangenen, das sie so oft mit so viel Wehmuth betrachtet hatte, und sagte: Nun schau, Luitgarde!

Entsetzt fuhr sie zurück. — Des Gefangenen Gesicht war gerade gegen sie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düstersten Verzweiflung, starrten sie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrey schlug sie die Hände vor das Gesicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr, triumphirend über den schauerlichen Erfolg seiner Kunst und der schlauen Überraschung. Er fand sie, zitternd an allen Glie-

dern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Busen flog, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was ist dir? Kann dich denn ein künstlerischer Versuch so erschrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber gestritten. Du fandest das Bild gerade so anziehend, weil man die Züge nicht sah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunstgriff des Mahlers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzustellen. Nun habe ich es versucht, die Aufgabe zu lösen, ich habe dem Gefangenen das Gesicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und schauderte.

Es ist so ähnlich wie möglich, kann ich dich versichern, und dein Entsetzen beweis't für den beabsichtigten Effect. Aber komm doch, und sieh es noch einmahl an!

Um keinen Preis in der Welt! rief sie mit Entschlossenheit: Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sey nicht so kindisch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich gestehe; aber ich müßte bedauern, daß es so vollkommen gelungen ist, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde—

Finde du, was du willst! rief sie: Aber sey versichert, du hast mir unendlich weh gethan.

Verzeih, mein Kind! — Das wollte ich nicht und wenn ich auch fasse, daß der erste Anblick dich erschrecken konnte, so begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich stand erstaunt. Er suchte sie zu beruhigen; aber so weh es ihm that, die holde Braut in solcher heftigen Erschütterung zu sehen, schmeichelte es im Grunde doch seiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung seiner großen Kunst zuschrieb.

Luitgarde faßte sich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Gestalt mit der unglücklichen Ähnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichsten Verzweiflung ihr wie ein schreckendes Gespenst vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte sehr seines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um seine Nichte nicht täglich mehrere Mahle zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu zwingen; aber auch, als das Gemählde entfernt und ihr Weg wieder frey war, ging sie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles

Wesen gesunken war, sich schmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine schreckliche Zukunft, wo er, eben so von Ketten belastet, der Freyheit, des Tageslichtes beraubt, die Dauer eines jammervollen Daseyns in düstrer Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerstes zerriß. Und hinter dieser düstern Kerkerscene — was zeigte sich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geschaffen, für die des Erlösers Blut geflossen, und die vielleicht jetzt noch eines bessern Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff sie am mächtigsten und beschäftigte sie unaufhörlich — es war ein lichter Punct, auf den sich ihre Seele in dem wüsten Gewirre, das sie umfing, mit Eifer und stets wachsender Liebe richtete — seine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und diesen Jüngling, dem sie die innigste Theilnahme nicht versagen konnte, der sich gegen sie edel und liebevoll bewiesen hatte, vielleicht von seinen schrecklichen Wegen zurückzubringen. Jemehr sie diesem Entwurfe nachsann, je glänzender strahlte er ihr entgegen; sie glaubte, daß das eine recht schöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Daseyn werden könnte, und sie entwarf

tausend Plane und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebsten durch sie geschehen möchte.

Unterdessen fing der Winter allgemach an, sich seinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und schmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das stumme Erstarren des Winters wich vor dem Geräusche der fallenden Tropfen und der entfesselten Wellen, Frühlings- und Sehnsuchtsgefühle regten sich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an sein nahendes Hochzeitfest, Luitgarde fühlte die Brust von schmerzlich süßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenstand aber jenes Fest nicht war; ja vielmehr schlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eisiger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunkeln, düstern Hoffnungen. Doch es war der Wunsch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgesprochene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war so rechtlich, so aufmerksam gegen sie, daß sie ihr rebellisches Gefühl mit strenger Vernunft zur Ruhe sprach, und sich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauses über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indessen schob sich durch einen Zufall ein klei-

ner Aufenthalt dazwischen. Ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft, das des alten Grafen Anwesenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfest seines Sohnes auf unbestimmte Frist zu verschieben. Dieser sollte indeß im Schlosse bleiben und alle Anstalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht schicklich bey ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reise ward mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig vermahnte, angetreten, zwey Tagereisen waren glücklich zurückgelegt, und schon glaubten sich die Reisenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölze, wo der schlechten Straße wegen der Wagen langsam zu fahren bemüssigt war, berittene Räuber von zwey Seiten hervorsprengten, den Postillon mit vorgehaltenem Pistol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche sich zur Wehre setzen wollten, vom Kutschbocke rissen, sich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Kostbarkeiten, die der Graf mit sich führte, forderten. Dieser antwortete ihnen unerschrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und schlug auf den Grafen an. Erschrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Brust, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl

eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief seine Kameraden mit einem Pfiffe zusammen, und Alle sprengten mit verhängtem Zügel ins Dickicht hinein.

Nach einer langen Pause des stummen Erstaunens sagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war. Indessen hatten die Bedienten sich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man setzte, noch erschrocken, betäubt von dem schnellen Wechsel der Ereignisse, den Weg fort. Mit düsterem Unmuth hörte Graf Martinitz den Bericht seiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für sie, der sichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzuflößen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schicksal seines Sohnes — Alles regte sein Innerstes in peinliche Gefühle auf; doch schwieg er finster, und verlangte nur den Ring zu sehen.

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er: Das ist das Lanskysche Wappen! Das ist ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger gesehen habe! Wie kommt der Mensch zu dem Ringe? — Und er ist ihm theuer, hat er dir gesagt? Und

doch, hat er ihn dir geschenkt? — Er schüttelte das greise Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederhohlte Luitgarde langsam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papageys, fielen ihr auf einmahl schwer aufs Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und seinem Vater bestimmt gewesen, und wer hatte ihr den Papagey gebracht, und wer ihn den Nahmen ihres verlornen Verlobten gelehrt? Sie schauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob sich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und schmerzliche Lust in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch schon gesagt habe. Der Ring ist ihm sehr theuer, hat er mich versichert. Ich wollte ihm denselben zurücksenden, wenn ich seiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit sichtlicher Empfindlichkeit.

Der Mensch ist in dich verliebt, das ist klar. Nun lassen sich auch manche andere Dinge und das Geschenk des gestohlenen Papageys begreifen. Eine lächerliche und doch grausenhafte, schändliche

Liebschaft, fürwahr, zwischen meiner Nichte und einem Spitzbubenhauptmann!

Dieß Wort schnitt tief und schmerzlich in Luitgardens Brust, und sie vermochte nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob sich der Stolz und der Entschluß, den Unglücklichen, der mitten in seiner Verwilderung noch besserer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und seiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meist schweigend, in tiefen Gedanken kamen sie nach Prag. Graf Martinitz betrieb seine Geschäfte und mitunter geheime Nachforschungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte sich beobachtet, und nicht mehr so zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte sie, denn sie wußte sich keines Vergehens, nicht einmahl einer tadelhaften Nachgiebigkeit schuldig. Sie hatte gegen verführerische Erinnerungen ernstlich gekämpft, sie wollte Friedrich ihre Hand geben, sein liebevolles, treues Ehegemahl seyn. Mehr forderte er selbst nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht, in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewisses Bild in Luitgardens Herzen einnahm, besetzten ja in ihres Vetters Brust ganz offen und hell seine Sammlungen und Kunstfertigkeiten; sie sah nicht ein, worin sie gefehlt hatte.

Die Geschichte von des Grafen wunderbarer

Erlösung aus der Hand der Räuber machte Aufsehen in Prag. Die Domestiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geschwatzt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entstellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längst schon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortschritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieses Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des schwarzen Fritz gesetzt hatte. Er ging sogleich selbst zum Grafen von Martinitz, und, seine Freyheit mit seiner Pflicht entschuldigend, bath er ihn im Nahmen des Gerichtshofes Seiner Majestät, ja der guten Sache selbst, um bestimmte und treue Auskunft. Der Antheil seiner Nichte an der wunderlichen Geschichte setzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen, so aufrichtig er konnte, und dieser verlangte endlich den Ring zu sehen. Luitgarde sollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerstreben, sie bath, sie kniete vor dem Oheim nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, sie hätte so gern das Pfand der zarten Achtung des Unglücklichen für sie treu be-

wahrt! Und nun, in welche Hände sollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in seinem Nahmen, im Nahmen der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war gestört worden. Luitgarde konnte sich nicht entziehen. Stumm und düster gab sie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch sie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wapen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit sich, und verhieß, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzustellen.

Diese acht Tage vergingen in einer peinlichen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den schauerlichen Verehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter schien es sich in Widerstand und Reibung zu entzünden, und eine unselige, schmerzlich süße Vermuthung, die seit der näheren Bekanntschaft mit dem Ringe sie tausend Mahl in wunderbare Träumereyen verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehen, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angst ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finstern Mienen darauf hingewiesen worden, daß man jedes Mittel anzu-

wenden nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sey, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines so verruchten Verbrechers führen könnte, und daß er sich des Mitleids schäme, das sich für ein solches Ungeheuer in der Brust seiner Verwandten, der Braut seines Sohnes, zu regen scheine.

Luitgarde antwortete nichts auf diese Vorwürfe, und beschloß zugleich, über diese Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie sie meinte, Unrecht that, und überhaupt sich unrecht in diesem Verhältnisse benehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte sich ihres Herzens, sie fing an, den Gedanken, die sie zu Vergleichungen lockten, nachzuhängen. Sie sann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Wesen, das sich in allen Künsten versuchte, und in keiner Meister war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schicksal hinausgestoßen hätte in die Wildniß, unter böse, verderbte Menschen, wenn er sein Leben, seine Freyheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecherischen Beyspielen seine Tugend hätte behaupten sollen? Und sie versetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit seiner Willens- und Körperkraft, mit seinen Anlagen und seinem Muthe in den Schooß einer liebenden Familie, sie dachte sich ihn unter rechtlichen Menschen, in adelichen Sit-

ten, in jeder Übung der Tugend und nützlicher Wissenschaft erzogen, sie wagte es, das Bild auszumahlen, wenn er wirklich Victorin Lansky und ihr erster Verlobter wäre, und sie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens beym Frühstück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler seiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Luitgarden, sie nahm ihn schweigend aus seiner Hand, mit einer gräßlichen Ahnung berührten im Spiele der Phantasie sie die Farben desselben — der Carniol war ihr Victorin's Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; sie verließ das Zimmer.

Noch am Abend desselben Tages stürzte eine ihrer Zofen mit lauter Freude in ihr Kabinet: So eben verbreitet sich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der schwarze Fritz sey gefangen, und werde morgen in schweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Luitgarde erstarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und sein geschäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in schmerzliche Gedanken zu versinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach sie endlich in jammernden Tönen aus, als die Zofe das Zim-

mer verlassen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man seine vermuthete Neigung für sie zum Werkzeuge seines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumstößlich bewiesen, und von diesem Augenblicke an, da dem unerbittlichen Gesetze genug geschehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu besorgen war, nahm ein tiefes, ein heiliges Mitleid, verbunden mit bitteren Vorwürfen gegen sich selbst, und mit dem Bewußtseyn der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen sie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltsam ein, und machte jede andere Neigung, ja jede Rücksicht daraus verschwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgesindes, Alles überzeugte sie am andern Morgen, daß die Nachricht der Zofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belastet, beynahe an jedem Gliede seines Körpers gefesselt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Hahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauspiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu sehen, Alles erzählte vom schwar-

zen Fritz und Alles schien sich zu vereinen, um Luitgardens Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein schöner Mensch ist! Was er für prächtige Augen hat! rief die eine Zofe der andern in der Gallerie vor Luitgardens Thüre zu. Und hast du gesehen, sagte die zweyte, wie er so wild und fürchterlich auf den Boden starrte, und zuweilen die Ketten schüttelte, daß mich ob dem Rasseln schauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute schrecken, die ihn anzusehen gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweyte, ich glaube vielmehr, die schweren Ketten müssen ihn nicht wenig drücken und schmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Mensch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach, es ist ein unglücklicher Mensch, erwiederte jene, und wird es jetzt schwer büßen.

Luitgardens Herz war zum Zerspringen voll, und in diesem Augenblicke, wo sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, sich in einer einsamen Stunde ausweinen zu können, kam Besuch an Besuch, und Jeder wiederhohlte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und

wußte irgend eine Anecdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Luitgardens Innerstes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere Umstände über sein Schicksal, seine Thaten, seine Gefangennehmung wurden bekannt, doch nicht aus seinem Munde; denn er weigerte sich störrisch, etwas zu bekennen. Seine Mitschuldigen sagten aus: Er war im Sächsischen Erzgebirge von einem Köhler erzogen worden, der, selbst Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerstrebend Vater nannte, zu rauhem, harten Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwedische Freybeuter, die den hochgewachsenen, kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entschlossenheit machten ihn zum Liebling seiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrschaft gewann.

Nach und nach sah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu seyn, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm standen. Ihn schreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder spielten, lernte er lesen und schreiben, ja sogar militärisch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerksam. Fritz wurde Unteroffizier, und in kurzer

Zeit bey einer kleinen Expedition, die nur sein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun stand eine schimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft seines Gemüths wandte sich auf Ehr= und Ruhmsucht. Er wollte steigen, er wollte glänzen, herrschen, Alles neben sich verdunkeln; denn ihm schwebten aus dunkler Erinnerung Bilder eines bessern Zustandes seiner früheren Kindheit vor, als er in der schmutzigen Köhlerhütte und unter seinen niedrig gesinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und sein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödtlich beleidigt. Er nannte sich nicht mehr Fritz, sondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Brust, daß er einst mit diesem Nahmen war gerufen worden, und er strebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böses Verhängniß ihm entrissen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeschmeidig, kühn und stolz, hatte er von jeher versäumt, sich Freunde zu erwerben, und nur seinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen sollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil sie den Vorzug besaßen, den er in den Au=

gen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben fest überzeugt war: eine adeliche Herkunft. Das kränkte ihn am tiefsten und erfüllte seine Brust mit gehässigen Gefühlen. Dennoch stand er endlich im Begriff, seinen Wunsch zu erreichen und als Hauptmann in ein Linienregiment zu treten, als der Friede geschlossen, sein Corps aufgelöst und die meisten Truppen entlassen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeschnitten, seine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache stachelten ihn auf, brot- und herrenlose Kameraden gesellten sich zu ihm und der Entschluß bildete sich in ihm aus, sich an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn ausgestoßen, die alle seine Plane auf Ehre und rechtlichen Besitz zerstört hatte. Bald hatte sich die Bande gesammelt, bald war er durch einstimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildesten Thaten, die kühnsten Entwürfe waren sein Werk, aber auch die strengste Ordnung und eine rauhe Rechtlichkeit unter den Mitgliedern seines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beynahe Unglaubliches auszuführen und sich jeder Nachstellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag seine Geistesgegenwart, sein

Scharfblick der verführerischen Stimme einer Leidenschaft, die stärker sprach, als Ehre, Muth und Vorsicht. Er ging in die schlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der schwarze Fritz war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber sie konnte, ohne ihres Oheims finsterste Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bey einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das

Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sey, dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheile äußerte sich der priesterliche Greis über seinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmahl auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sey.

Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen, sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, die weniger von dem Bewußtseyn seiner Schuld, oder von Furcht vor Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolze und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, herzurühren scheint.

Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert? fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. Daß es ein Weib seyn müs-

se, scheint so ziemlich aus entfallenen Worten und Winken hervorzugehen; aber er ist zu keinem Bekenntniß überhaupt, und so auch nicht zu diesem zu bewegen.

Dann wird man ihn ohne Weiters auf die Folter bringen, sagte kalt einer der anwesenden Herrn.

Luitgardens Herzschlag stand still und eine Todesbläſſe überzog ihr Gesicht. Der Geistliche betrachtete sie unbemerkt, aber aufmerksam. Das wird nicht nöthig seyn, sagte er, denn er läugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über sich sprechen und entscheiden, was sie wollen; die Thatsachen sind durch die Aussagen so vieler Mitschuldigen und Zeugen bewiesen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben ist gewiß verloren. Möchte ich nur so glücklich seyn, seine Seele zu retten!

Luitgarde sah den Geistlichen lang und forschend an. In diesen Zügen lag so viel Menschlichkeit, so viel Duldung und so viel himmelwärts strebendes Verlangen, daß ein Entschluß, der in ihr zu arbeiten begann, sich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Gespräche, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen stand sie früh auf, sagte, daß sie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihrer Kammerfrau begleitet, in das Kloster, in welchem Pater Augustin, dessen Orden und Nahmen sie sorgfältig auszukundschaften nicht vergessen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pförtner herabbitten. Der Geistliche erschien sogleich. Mit ganz zerknirschtem Herzen, unter Thränen des Schmerzens und der Scham entdeckte sie nun dem Priester ihr ganzes Schicksal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Verbindung mit Friedrich, die Geschichte mit dem Ringe, den Theil der Schuld des Verraths, der auf sie fiel, ihre Angst vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod seiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geständniß von ihrer Seite, seine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloses Übel, das durch sie verübt worden war, sein starres Herz schmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in dasselbe öffnen könnte?

Der Geistliche hatte sie ganz ausreden lassen, dann saß er noch eine Weile tief nachsinnend. Endlich erhob er sich und sprach: Es ist möglich, mein

Kind, daß Euer verdienstlicher Entschluß auch wirksam seyn kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erste aber schweigt von Eurem Vorsatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtsinn und Übereilung, sondern mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit siegender Beredsamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, stellte ihr alle möglichen Folgen ihres Schrittes vor und hieß sie zuletzt sich in acht Tagen wieder anfragen.

Sie schied von dem Geistlichen verstört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hindernisse, die er vor ihr aufzuthürmen schien, dennoch fest entschlossen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege seyn.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erschien wieder vor Pater Augustin. Durch das sichtliche Erstaunen, mit dem er sie empfing, blickte ein Zug von stillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu biethen gesonnen sey? — es ließe sich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch vielleicht für die Sinnesänderung des Gefangenen Einiges hoffen; aber

— Luitgarde müßte sich entschließen, selbst zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie stutzte. — „Wenn es keinen andern Ausweg gibt — ich bin auch hierzu bereit!“ — Der Geistliche sah sie verwundert an. — „Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verschwiegenheit und Verborgenheit zusichern könnt, so, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von diesem gewagten Schritte erfährt.“

Das kann ich, erwiederte der Geistliche.

„Nun, so benennt Tag und Stunde.“

Wie, Ihr wolltet wirklich? —

„Es ist mein fester Entschluß. Ich will seine Seele retten, wenn ich kann, ich will für seine Liebe, die ich ihm so schlecht gelohnt, dieß zum Ersatze geben.“ Des Geistlichen Züge hellten sich mehr und mehr auf, wie er Luitgardens festen Entschluß sah, und der Gang ward auf den drittnächsten Tag festgesetzt.

Mit der nöthigen Vorsicht und in hinreichender Verhüllung traten sie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte kam, je mehr nahm ihr Zittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete sie auf das vor, was sie zu finden hatte — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge schwerer Ketten an Händen und Fü-

ßen gefesselt, auf seinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabliefen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um sich etwas mehr Freyheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verschaffen, und das denn mehrmahl bey einer schnellen Änderung seiner Lage mit Getöse herabfiel und ihn aufschreckte — ihn selbst bleich, durch Kerkerluft ermattet, finster und beynahe verzweifelnd!

Durch lange, düstere Gänge, neben hohen Eisenthüren, an festvergitterten Löchern vorbey, aus denen Kettengeklirre, oder Ächzen, oder Brüllen der Wuth scholl, folgte sie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete rasselnd eine knarrende Eisenthüre — und sie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finstern Aufenthalte sie an. Der Geistliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Gesichte liegend, sich auch nicht einmahl nach den Eintretenden umsah, freundlich an und sagte: Du hast es verlangt, Fritz, daß die bewußte Person zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unschuld überzeugen sollst. — Hier ist sie. Bey diesen Worten schlug er den Schleyer zurück, den Luitgard

vor Angst und Schmerz zu lüften vergessen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem schrecklichen Fluche von seinem Lager auf, die schweren Ketten rasselten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch sein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltsam nieder.

O Gott! o großer Gott! rief Luitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

Du bist's? rief der Gefangene: Du kommst in diesen Aufenthalt des Elends und des Grauens? — Er betrachtete sie eine Weile halb gerührt, halb zürnend. — Nach und nach verdüsterten sich seine Züge wieder, und mit bitter'm Lachen sagte er: Sinnst du wieder auf neue Tücke? Willst du noch mehr von mir erlauschen, um mich meinen Peinigern zu verrathen? Es ist nicht nöthig, ich will ja sterben, ich will mich nicht retten.

Der Geistliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was sie sah und hörte, schwieg.

Schweigt! rief der Gefangene: Ihr schweigt! Ich habe es nur mit ihr. Und nun ergoß er sich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falschheit, und eine ungeheure Leidenschaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth sich in diesen Klagen und Wünschen und

ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens sehen, das ihr ganz ergeben und ihr längst schon theuer war. Sie weinte sanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat sie näher zu ihm und sagte: Ich bin doch unschuldig, Victorin, so sehr der Schein wider mich ist. Hört mich an! — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aufsehen, welches diese Geschichte erregt, und das ernste, unausweichbare Begehren des Kanzlers an sie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu; aber im Eifer des Gesprächs hatte sie sich neben ihn auf sein hartes Lager gesetzt, und das schwere Schloß, das bey jeder heftigen Bewegung von ihm herunter zu fallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — Was macht Ihr? rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Last abnehmen. Aber so, wie er die Hand ausstreckte, schrie Luitgarde auf: Mein Gott, Ihr blutet! — Die schweren Fesseln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog sie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen flossen darauf.

Ist's möglich? rief der Gefangene: Hasset Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich spricht?

Sie erhob den Kopf und sah ihn durch Thränen ernst und liebreich an: Ich bin Euch von Herzen gut, ich war es im ersten Augenblicke, wo ich Euch kennen lernte, und so sag' ich Euch: so wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünsche, ich bin unschuldig!

Barmherziger Gott! rief er überwältigt und laut: — Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe gelästert, mir kann Gott nicht barmherzig seyn! Er stürzte nieder auf das Gesicht und seine Brust arbeitete in schrecklicher Beklemmung.

Luitgarde legte ihre Hand auf seine Schulter. Victorin! sagte sie mit tiefer Rührung: Glaubt mir, Gott ist unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr, ein schwaches, sterbliches Wesen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch so schwer beleidigt glaubt: wie soll der allbarmherzige Vater nicht seinem gefallenen und reuigen Kinde verzeihen?

Jetzt trat der Geistliche herzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menschenherzens und mit aller Salbung seines hohen Berufs drang er unwiderstehlich in den Unglücklichen. Er pochte, er riß an diesem Herzen, das noch manches schönen Gefühls fähig war, und es gelang ihm endlich, seine starre Hülle zu schmel-

zen. Der Gefangene richtete sich auf, Luitgarde sah sein Gesicht in Thränen gebadet. — Und glaubt Ihr, glaubt Ihr wirklich, ehrwürdiger Vater, sagte er dumpf, daß Gott mir noch verzeihen könne — mir, einem so verruchten, so verhärteten Sünder?

Der Geistliche faßte ihn schnell bey diesem Gedanken, er entwickelte alle Tiefen der göttlichen Langmuth, er führte alle Stellen aus den heiligen Büchern an, die dem reuigen Sünder Verzeihung verhiessen. Victorins Thränen flossen stärker. O Gott! o Gott! rief er endlich und stürzte von seinem Lager herab in die Knie: Kannst du mir verzeihen? In diesem Augenblick trat die Sonne über das Gitter des Gefängnisses und goß einen hellen Schimmer auf den Knieenden nieder. Du bist erhört, dir ist vergeben! rief Luitgarde in Begeisterung. — Gott stärke dich, mein Sohn! sagte der Geistliche und legte seine Hand auf des Jünglings Haupt. Luitgarde sank an seine Brust. Ach, diesen Engel im Arm, rief er, darf ich es wagen, zu dir empor zu blicken? O mein Vater! verzeih' deinem zerknirschten, deinem verzweifelnden Kinde!

Eine tiefe, heilige Stille feyerte den Augenblick der Rückkehr eines gefallenen Sünders zu

der göttlichen Barmherzigkeit. Als alle drey sich von ihrer Rührung erhohlt hatten, sagte der Geistliche zu Luitgarden: Jetzt, mein Fräulein, werde ich Euch fort begleiten, denn ich habe mit ihm allein zu reden. Luitgarde verneigte sich stumm.

Ich darf doch noch einmahl vor meinem Tode hoffen, Euch wieder zu sehen, edles Fräulein? fragte der Gefangene ehrerbiethig, aber mit sichtbarer Angst. Sie reichte ihm weinend die Hand: Ich sehe dich wieder, Victorin! Wir werden nicht getrennt. Der Geistliche führte sie fort.

Victorin's Sinnesänderung ging nun mit schnellen Schritten vorwärts, sein störrisches Betragen gegen seine Richter verschwand, er bekannte seine Verbrechen, er verlangte keine Schonung, er wünschte zu sterben. Nur Ein Ziel hatte ihm auf der Welt in diesen letzten Zeiten wünschenswerth geschienen, der Besitz des über Alles geliebten Weibes, das seit lange wieder die erste Regung edlerer Natur in seinem erstorbenen Herzen geweckt hatte, und dieses war durch seine Verbrechen auf ewig von ihm geschieden. So hatte ein Leben, das so gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reitz für ihn, und er that, was an ihm war, um sein Urtheil und die dunkeln Folgen desselben zu beschleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, sich in ihr

Geschick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er sterben mußte, ja, sie sah in dem versöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Verklärung seiner selbst und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entschluß war für diesen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängstlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geistlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen festgesetzt, daß dieser an den Grafen Lansky schreiben, ihm den Ring senden, die Erinnerungen des Gefangenen aus seiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen und dann erwarten sollte, was dieser beschließen würde; Victorin aber sollte vor der Hand nichts von diesen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam schnell zurück. Vaterangst und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ sich nichts entscheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf wollte selbst nach Prag kommen, und Pater Augustin sollte indessen den Gefangenen näher ausforschen und vorbereiten. Das geschah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er sich selbst besann, der Werth, den die gute Köhlerinn, seine Pflegemutter, auf den Siegel-

ring legte, die Achtung, die sie ihm heimlich dafür, als für sein kostbarstes Kleinod, einzuprägen suchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als sie — und die ihn späterhin bewog, den einfachen Ring so kostbar verzieren zu lassen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von seinen Pflegeältern in den Sächsischen Gebirgen gehört hatte, Alles stimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Augustin wagte es endlich, ihm das wahrscheinliche Geheimniß seiner Geburt und seines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer sich, er schien wie wahnsinnig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerrissen seine Brust, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeile verfallenen Lebens eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Daseyn Werth geben konnte, gefunden zu haben, um alle diese Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als seine Besinnung und seine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geistliche sah, nicht ohne eine Mischung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlicheren Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten

grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach ersparen sollte.

Auf sein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen gesundern Aufenthalt gebracht, die schweren Fesseln mit leichtern vertauscht und für bessere Pflege gesorgt. Seine unverdorbene Jugend widerstand der Wuth der Krankheit, und mit seiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit seines Geistes gebrochen. So wie er zu sich kam, und, einiger Besinnung fähig, den Priester eintreten sah, streckte er ihm mit still ergebener Miene die Hand entgegen und sprach: Jetzt habe ich es gefunden, Pater Augustin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken, den Kummer, den ich Euch gemacht! Und was hast du gefunden, mein Sohn? fragte der Geistliche. Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinthe meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen soll! Und nun entwickelte er mit innerer Erhebung, ja mit einer Art von Begeisterung den Gedanken, daß Gott ihn so wunderbar geführt, und ihm am Ende seiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, um damit er durch ein gelassenes, williges Opfer alles dessen, was dem Menschen am theuersten ist, einen kleinen Theil seiner Schuld abtragen, somit seine Büßung auf Erden schmerzhaft

beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben sollte.

Froh und gerührt stärkte der fromme Greis seinen Schützling in diesen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzustatten, und, ohne daß er es wollte, durch seine warme Erzählung von der stillen Ergebung des Jünglings, von seinen frommen Entschlüssen, die längst genährte Flamme in ihrer Brust noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thüre auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Gestalt trat ins Zimmer.

Gott im Himmel! Graf Lansky! rief Luitgarde.

Der Graf stand betroffen: — Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemahls —

Luitgarde erröthete heftig: — Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten —

Ist mein Freund Martinitz zu Hause?

Er ist seinem Sohne entgegen gereist, der in ein paar Tagen erwartet wird. Übrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieser geistliche Herr Pater Augustin. Der Graf ging auf ihn zu und schüttelte ihm schweigend aber erschüttert die Hand; dann sah er Luitgarden scharf an. Sagt

mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im ersten Augenblicke erkanntet?

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll — eine seltsame — eine unverkennbare Ähnlichkeit —

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Graf heftig: O, so soll es denn wahr seyn? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geschlechts an ihm zu erleben?

Der Geistliche trat hinzu und versuchte es, das Schmerzliche dieses Gedanken zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Fassung, die fromme Ergebung des Unglücklichen schilderte. Er hörte in tiefem Kummer versenkt zu, dann wendete er sich an Luitgarden: Und Ihr, mein Fräulein, heißet? —

Luitgarde Branow.

Dacht ichs nicht! O, es muß sich Alles vereinen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr seyd Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinitz Schwester?

Luitgarde nickte bejahend.

Ja, das sind ihre Augen! So blickte Adelheid, so war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch bestimmt war?

Mit einem schweren Seufzer sagte sie: Ich weiß, Herr Graf, ich habe es längst geahnet.

Und Ihr verabscheuet den, den Euch die unglücklichen Ältern bestimmt hatten? Ihr müßt ihn hassen.

Jetzt brachen Luitgardens Thränen hervor: Ach, ich hasse ihn nicht, ich kann ihn nicht hassen!

Was hör' ich? Ists möglich? Einen Verbrecher, einen Abscheu der Menschheit?

Mir ist er nicht anders als edel erschienen, sagte Luitgarde, indem sie ihre Thränen zu trocknen und sich zu fassen strebte. Und nun erzählte sie dem Grafen Alles, von der ersten Begegnung am Moldauufer bis zu ihrem letzten Besuche im Kerker bey ihm. Graf Lansky hörte ihr gespannt zu. Nach und nach schmolz sein empörtes Gemüth zu weichern Gefühlen; väterliche Liebe, Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindseliges Schicksal zerstört hatte, nahmen Platz in seiner Brust. Er erhob sich zuletzt mit Thränen in den Augen und sagte: Nun, wenn es denn wahr seyn und ich in dem Gefangenen mein verlornes Kind wieder finden soll, so laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt sich am schwersten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern soll: Keinen Sohn zu haben, oder

ihn so wiederzusehen! Führt mich zu ihm, Pater Augustin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergessenen Jugendfreundinn, Ihr seyd doch wohl so gütig, uns zu begleiten?

Sie gingen. Pater Augustin öffnete die Thüre eines hochgewölbten, festvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochschlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thüre stehen, um die erschütternde Scene nicht zu stören. Der Gefangene stand von dem Tische auf, an welchem er in einem frommen Buche gelesen hatte, ging dem Geistlichen, so weit es seine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbiethiger Freude. Die Bläße seiner Züge, die Langsamkeit seiner Bewegung zeugten von dem, was er gelitten, und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. Das ist ein Abgesandter des Grafen von Lansky, sagte der Priester, der gekommen ist, Euch um die Umstände Eurer Jugendgeschichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreifet, von welcher Wichtigkeit Eure Aussagen und Eure Wahrhaftigkeit in diesem Stücke seyn können.

Victorin verneigte sich stumm, indem er die Hand auf die Brust legte und eine heftige Bewe-

gung ihn beym Anblick des Fremden und bey dem Nahmen seines geglaubten Vaters zu durchzittern schien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit sichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forschte, streng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und sanft. Die Strenge in des Grafen Wesen ließ allmählich nach, wie sein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in dessen Gestalt und Benehmen sich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles aussprach; aber seine Verwirrung vermehrte sich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab und stieg endlich bis zu dem heftigsten inneren Kampfe.

Es trifft Alles, Alles zu, rief er schmerzlich: Nur noch Ein Zeichen übrigt, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greises zu entscheiden.

Victorin erblaßte und trat zurück.

Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem schweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das —?

Eine schnelle Gluth überflog das Gesicht des Unglücklichen, er schlug mit zitternder Hand das dunkle Gelocke von der hohen Stirn und die Narbe erschien.

Gott, Gott, er ists! Es ist mein Sohn! rief der Graf mit zerschmetterndem Tone, schlug beyde Hände vors Gesicht und wandte sich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

Mein Vater! Ach, mein Vater! schrie Victorin, streckte die Arme aus und schwankte erblassend zurück, da er die verabscheuende Geberde desselben sah. Der Geistliche trat zu ihm, ihn zu unterstützen; aber in dem Augenblicke sprang Luitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umschlang ihn mit beyden Armen und rief: Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich verläßt, ich verlasse dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche sah sie mit sterbenden Blicken der innigsten Liebe an und sank ohnmächtig in ihre und Pater Augustin's Arme. Sie ließen ihn auf sein Strohlager nieder, sie bemühten sich, seine Lebensgeister zu erwecken. Der alte Graf wandte sich langsam nach der Gruppe, er sah den bleichen Jüngling, der seine Züge trug, der sein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; sein Herz wendete sich in der Vaterbrust, er stürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: Es ist doch mein Sohu, mein einziges,

mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!

Die Töne der Vaterliebe regten die erstorbenen Geister auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, und, unfähig zu sprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er seine Kniee umschlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte sich nieder, ihn aufzurichten, und empfing den sich Erhebenden in seine Arme, an dem Vaterherzen. Luitgarde und Pater Augustin standen stillweinend und bethend an ihrer Seite; aber erst nach langer Zeit legte sich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die schmerzlich Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu sprechen. Victorin erzählte sein Schicksal aufrichtig, gefaßt; nur, als er an die Periode seines Räuberlebens kam, bath er den Vater, sie stillschweigend übergehen zu dürfen und betheuerte feyerlich, daß, seit er Luitgarden das erste Mahl erblickt, seine Hand kein Blut vergossen und der Entschluß, sich von seinen wilden Gesellen zu trennen, ein verbrecherisches Leben aufzugeben, und sich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in seiner Brust gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferschüttert zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich sey, den gebesserten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Äußerung des Letztern, worin ein edles Gemüth sich spiegelte, mehr Lebhaftigkeit. Er wollte nach Wien, sich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehen. Victorin verwarf den Vorschlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen seiner Brust waren zu gräßlich, er sah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und seinem eigenen Gefühle Genüge zu thun. Aber er flehte seinen Vater an, sein Ansehen, seine Verbindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen schnellen, minder schimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Lansky mit Luitgarden nach Hause kam, langten bald darauf der Oheim und sein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martinitz den Jugendfreund bey sich. Man erklärte sich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwischen Friedrich und Victorin, gestörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage seines Sohnes, regten den

alten Martinitz zuerst in Unmuth und Zorn auf; aber sein besseres Gefühl siegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schicksals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menschen ein achtloses Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erster Verlobniß, die der heftigste Wunsch seiner sterbenden Schwester gewesen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenschaft nicht verdammen, die von dem ersten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung sich treu und standhaft bewiesen, und als eine in den Gemüthern vorbestimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lansky's Vorstellungen, sprach selbst mit Graf Friedrich und trug ihm als entschieden vor, worauf er ihn schon auf der Herreise vorzubereiten für gut befunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Traurigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der Stimme an den Tag, er seufzte vor Luitgarden, sah sie beweglich an und suchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeschlachte Mensch, der, unter Schelmen und Freybeutern aufgewachsen, keine Erziehung, keinen Unterricht genossen habe, und wenn er hundert Mahl

ein Graf von Lansky wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu stellen sey.

Luitgarden waren diese Gespräche im Anfange sehr peinlich; nach und nach gewöhnte sie sich daran und überhörte sie.

Gerade in diesen Tagen ward Victorin's Urtheil gesprochen, und der Tod durch's Schwert ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden schonend vor. In diesem Augenblicke brach die lang gehaltene Kraft zusammen. Sie erwachte spät aus einer tiefen Ohnmacht; aber bekannt mit der kurzen Zeit, die sie mit dem Freunde auf Erden noch zu genießen hatte, both sie alle ihre Kräfte auf, sich so lange zu halten, und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter sie zugedacht, in Gesellschaft des Geistlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinitz schüttelte den Kopf, Friedrich entsetzte sich. Victorin hörte diesen Vorsatz mit entzückter Dankbarkeit, sein Vater umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinitz ließ sich bereden, seine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn seines Freundes kennen zu ler-

nen, der in der Welt und in seinem Hause so viel Zerstörung verursacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt seit seiner Verurtheilung nach hergebrachter Sitte freyer und gütiger behandelt und seinem Wunsche gemäß einfach, aber seiner Geburt entsprechend gekleidet war, und die bedeutende Persönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angebornen Stolze sich mischte, die stille Fassung, die Würde des heiligen Unglücks rissen auch ihn hin. Er umarmte den einst Gehaßten recht herzlich und versicherte ihn seiner völligen Verzeihung.

Diesen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Augustin fast unausgesetzt bey Victorin zu. Luitgarde hielt sich mit aller ihrer Kraft, obwohl sie innerlich die Macht der langen, heftigen Erschütterung wohl fühlte und ahnete, was geschehen würde, wenn erst der entscheidende Moment einträte.

Am zweyten Abende — es war der vor dem Todestage — nachdem sie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abschied genommen und Victorin sie, wie ein Sterbender, still, fromm und innig entlassen hatte, sank sie in dem Gange vor seiner Thüre zusammen, man brachte sie ohnmächtig in ihre

Wohnung auf ihr Bette, und sie erwachte in der ganzen schrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächsten Morgen geleitete Pater Augustin mit tiefer Trauer und heiliger Rührung seinen Schutzbefohlnen auf dem letzten, schweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er oft in der Schlacht und bey gefährlichen Anschlägen beherzt entgegen gegangen war, er sah in ihm den Hafen der Ruhe, in welchem seine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Versöhnung finden sollte. Ihn schmerzte nur die Trennung von seinen Geliebten und ihr Jammer. Beschäftigt mit Gott und dem nahen großen Augenblicke schritt er still und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die seiner Schönheit, seiner Jugend, seiner sichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geistlichen noch die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ sich die Augen mit dem Tuche, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig Minuten stand seine Seele vor Gott, der That und Absicht, Umstände und Beziehung klarer durchschaut, als sterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geist in väterlicher Liebe richtet.

In demselben Momente fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. Jetzt ist es vorbey! rief sie. O Victorin! Nimm mich zu dir!

Bald darauf kam Pater Augustin. Bleich, stumm legte er das unglückliche Tuch — so hatte sie es gewünscht — in ihre Hand. Ihr Herz brach — sie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langsam alle Fäden eines blühenden, jugendlichen Lebens zerrissen hatte; aber ein Paar Monden nach Victorins Tod, um dieselbe Morgenstunde, wo er gestorben war, verschied sie sanft und heiter, und sein Nahme und seine himmlische Erscheinung, die sie vor sich schweben zu sehen behauptete, war ihr letzter Laut.

---

# Die goldene Schale *).

---

*) Diese Erzählung ist einer Sage nachgebildet, und nur in diese Gegend versetzt.



## Die goldene Schale.

In dem Thale, wo die Enns im tiefen Felsenge-stade hinrauscht, lag in einer der finstersten Schluchten, welche sich um das große Gebirge hinziehen, aus dem schon die Römer das Norische Eisen zogen, und dessen unerschöpfliche Minen durch eine zweytausendjährige Bearbeitung nicht verarmten, die feste Burg Reiflingstein, von welcher nun keine Spur mehr übrig ist. Auf einem steilen Felsen, der über den Fluß herüberdrohte, erhob sich das alterthümliche Gemäuer. Das Gerücht schrieb dessen erste Erbauung den Römern zu, so wie die Familie ihre Abstammung von einem Römischen Centurio ableitete, der hier den christlichen Glauben angenommen, und diese Gegenden mit seinem Vaterlande vertauscht hatte. Doch waren, wie der Ruf verkündete, Manche seiner Hausgenossen den heid-

nischen Göttern heimlich treu geblieben, und bey nächtlicher Weile in Höhlen und undurchdringlichen Wäldern opferten sie ihnen, oder vielmehr den Dämonen, die in den Klüften des Eisenberges ihr geheimes Wesen trieben, und, um ihre Verehrer von dem Dienste des wahren Gottes abzuhalten, ihre eigennützigen Spenden nicht selten mit reichen Gaben aus den Eingeweiden der Berge belohnten.

Die Zeit und die allmähliche Verbreitung des christlichen Glaubens machten endlich auch jenen Dämonendienst verschwinden; aber zwischen manchen Gliedern dieses Stammes und den gespenstischen Bewohnern des Berges blieb doch noch immer ein geheimnißvoller Zusammenhang. Auch war das ganze Haus der Reiflingsteiner von keinem freundlichen Geiste beseelt. Damahls war noch keine breite, vielbesuchte Straße durch jene Gegenden gebahnt, Handel und Verkehr hatten die dichten Waldungen noch nicht gelichtet, und milde Sitten und feste Gesetze noch nicht den Weg des Reisenden gesichert. Unbequem und nicht ohne Gefahr durchzog man das Ennsthal; denn die Herren von Reiflingstein lauerten hier auf den unverwarnten Reisenden, der entweder mit seiner Habe in ihre Gewalt fiel, oder seine Freyheit mit schwerem Gelde

lösen mußte. Ihre Fehden mit ihren Gränznachbarn störten die Ruhe des ganzen Gaues, und ihre Unterthanen seufzten unter einem harten Joche.

Aber schon seit einem Jahrhunderte neigte dieser einst so furchtbare Stamm sich sichtlich seinem Erlöschen zu. Das sonst kinderreiche Haus hatte seit einigen Geschlechtsfolgen kaum einen oder ein Paar Sprößlinge aufzuweisen, und als Herzog Leopold der Glorreiche seine Lehensmänner zu einem Zuge gegen die Ungern aufforderte, konnte ihm aus dem Hause Reiflingstein kein Ritter die Heeresfolge leisten; denn Herr Ottokar, der einzige Mann seines Stammes, war, obwohl noch in blühendem Mannesalter, durch Kränklichkeit, eine Folge seiner vielen Ausschweifungen und Kriegszüge, auf seiner Burg zurückgehalten.

Aber auch im Innern der Burg war kein Frieden. Herrn Ottokars wilde Gesinnung verbitterte das Leben seiner sanften Gemahlinn Agnes, die, mit ihm verwandt, von ihrem Vater gezwungen worden war, dem reichen Freyer ihre Hand zu geben. Agnes hatte das Haus ihres Gemahls ungern betreten, und bewohnte es seitdem unter stäter Sorge und Furcht. Es war aber nicht bloß der wilde Sinn ihres Gemahls, welcher ihre Tage freudenlos machte; die Burg war auch sonst von allerley

unheimlichem Wesen beunruhigt, das die Furcht der Bewohner nach ihren verschiedenen Ansichten bald den nie ganz gestillten Einwirkungen jener dämonischen Welt, bald dem verkehrten Lebenswandel der Ahnen ihres Herrn zuschrieb, die sich eben so, wie er, durch Raub, Plünderung und Mord bereichert hatten, und nun bey ihren ungerechten Schätzen keine Ruhe im Grabe finden konnten. Die älteren Diener des Hauses erzählten von unterirdischen Kammern und Gewölben, welche mit den Klüften des Eisenberges in Verbindung ständen, und in welchen die früheren Besitzer den Raub, den sie von wehrlosen Reisenden, aus erstürmten Burgen, wohl auch aus zerstörten Klöstern und Kirchen, durch den Beystand der Dämonen gewonnen, verborgen hatten. Der Eingang zu diesen Gewölben war nicht mehr zu finden. Vor mehr als hundert Jahren, in einer schrecklichen Nacht, in welcher Donner und Blitz von außen, und unterirdisches Getöse im Innern des Berges den Felsen und die Burg erschütterten, und die damahlige Gebietherinn des Schlosses auf unbekannte Art verschwand, sollten auch die Gänge, welche zu jenen Kammern führten, zusammengestürzt seyn.

Die sanfte Agnes ließ diese Gerüchte dahingestellt seyn, sie wußte nicht, was sie davon glauben

sollte, und wagte es nicht, ihren Gemahl, der alle Erzählungen dieser Art mit frechem Hohngelächter hörte, oder mit dem Ausbruch des wildesten Zornes von sich wies, darum zu befragen. Aber auch sie fühlte die Einwirkungen unbekannter Gewalten, die sich ihr bald in ihren Gemächern, bald auf den langen, einsamen Gängen des Schlosses auf schauerliche Art kund gaben, und deren unseliges Treiben das Glück des ganzen Geschlechtes und auch das ihrige gestört zu haben schien. Obwohl schon mehrere Jahre verheirathet, war ihre Ehe noch durch keine Nachkommen gesegnet. Mehr als einmahl hatte sie die süße Hoffnung, Mutter zu werden, verschwinden sehen. Ein Paar Kinder weiblichen Geschlechts starben sogleich nach der Geburt, und es schien, als sollte der furchtbare Stamm mit Herrn Ottokar erlöschen. Dieser Umstand diente nicht dazu, ihn milder gegen seine unglückliche Gattinn zu stimmen; er schrieb nur ihr die Schuld seiner getäuschten Erwartungen zu, und sann darauf, sich, unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft, durch Scheidung von ihr zu befreyen, um eine Andere wählen zu können, von der er sich männliche Erben versprechen dürfte.

Aber wie er eben mit diesen Gedanken umging, entdeckte ihm Agnes, daß sie von Neuem die Hoff-

nung nähre, Mutter zu werden. Dieß hielt seine raschen Anschläge auf. Es war ihm höchst ungelegen; denn er hatte seine Augen bereits auf eine schöne Witwe in der Nachbarschaft geworfen, und er verschwor sich hoch und theuer bey seinen Zechbrüdern, daß, wenn seine Frau ihm dieses Mahl wieder ein todtes, oder kein männliches Kind bringen würde, er sie, sammt diesem, vom Schloßberg in die Enns stürzen lassen würde. Von dieser Drohung wußte Agnes nichts; aber das Betragen ihres Gemahls war von der Art, um sie das Schlimmste fürchten zu lassen. Oft saß sie am Fenster ihres Gemachs, schaute hinab in den wildstrudelnden Fluß, der hier zwischen tiefen Ufern hinrauschte, und gegenüber auf die schroffe Felsenwand, mit wenigen düstern Fichten bewachsen. Ach, so schroff und düster war ihre Lage, so wild, wie jene empörten Wellen, ihres Gemahls Sinn, so still und einsam Alles um sie her, die, aus dem Schooß einer liebenden Familie gerissen, hier Niemand hatte, der Theil an ihrem Schmerz nahm, und neben den unfreundlichen, sterblichen Bewohnern der Burg noch das Grauen unsichtbarer Mächte in diesem unheimlichen Aufenthalte zu erdulden hatte!

Eines Abends — ihr Gemahl war bey einem Jagdfreunde in der Nachbarschaft — schien sie das

Gefühl ihrer unglücklichen Lage mächtiger als sonst zu ergreifen, und sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, wie sie in die schweigende, von trübem Mondlicht erhellte Gegend hinaussah. Aus den Fluthen der Enns stiegen die Abendnebel auf, und zogen sich in dünnen, weißlichen Schleyern um die waldigen Ufer hin, vom duftigen Himmel blickte der Vollmond herab, und in seinem matten Schein webten und wogten die luftigen Massen. Agnes schaute starr in das wechselnde Spiel: da schien es, als formte sich das leichte Gewölk zu allerley wankenden, unbestimmten Gestalten, die jetzt aus der Tiefe auftauchten, jetzt wieder verschwanden. Agnes ergetzte sich daran, ohne diese Bildung für etwas mehr, als ein Spiel des Abendwindes und der Dünste zu halten. Aber jetzt wurden die Gestalten deutlicher, die Umrisse schärfer, und mitten unter den Formen abenteuerlicher Nixen und Meerweiber erhob sich aus den wogenden Dünsten die todtbleiche Gestalt einer jugendlichen Frau, mit einem kleinen Kinde im Arm. Das nasse Gewand, die schlicht herabhängenden Haare bezeichneten eine Ertrunkene, und in den aschgrauen Zügen glaubte sie auf einmahl mit Entsetzen ihre eigenen zu erkennen. Starr und halb ohnmächtig schwankte sie vom Fenster zurück auf einen Stuhl, und wie sie sich wieder

besann, waren Gestalten und Nebel verschwunden, und der klare Vollmond goß vom tiefblauen Himmel ein helles, freundliches Licht über die Gegend hin.

Eine grausende Ahnung ihres künftigen Schicksals zog unbestimmt, aber desto quälender durch ihr Herz. Sie wußte nicht, wie es geschehen würde; aber daß sie und ihr Kind ein Raub der Wellen, oder vielleicht gar boshafter Wassergeister seyn sollte, wurde ihr immer wahrscheinlicher, wie sehr ihr Verstand auch sich dagegen erhob, und das ganze Gesicht als ein Spiel der erhitzten Phantasie zu erklären strebte.

Ihre Niederkunft rückte indessen heran, und in derselben Zeit war bey dem Grafen von Traungau eine große, herrliche Jagd angesagt, zu welcher er alle seine Nachbarn und auch den Herrn von Reiflingstein eingeladen hatte. Ottokar wußte wohl, welche Katastrophe seinem Hause bevorstand, und Agnes, von ihren Ahnungen gequält, wünschte mehr als je, ihren Gemahl, das Haupt des Hauses, in ihrer Nähe zu wissen; aber die leidenschaftliche Liebe zur Jagd überwog bey diesem alle Rücksichten, und er dachte, es würde immer noch Zeit seyn, wenn er einige Tage darnach zurückkehrte, entweder seinen längstgewünschten Sohn zu finden,

oder sich im entgegengesetzten Falle von seiner lästigen Bürde zu befreyen. So reiste er ab, fast von allen seinen Mannen begleitet, und ließ Agnes mit ihren Weibern und einigen alten Dienern zurück.

Herr Ottokar war noch kaum im Schlosse Steyer bey seinem Wirthe eingeritten, als zu Hause Frau Agnes eines schönen Töchterchens genas. Die Freude an dem wohlgestalteten, gesunden Kinde ward ihr zwar sehr durch die Furcht vor dem zerstörten Wunsche ihres Gemahls und jenes trübe Nachtgesicht verbittert; doch schloß sie das Kind mit inniger Liebe an's Herz, und gelobte unter Thränen, es, wenn Gott es ihr ließe, ihm zu weihen. Übrigens befand sich die Mutter so wohl, als es unter ihren Umständen möglich war, und enthob dadurch ihre Dienerschaft der allzuängstlichen Sorge für sie.

So geschah es, daß sie am Nachmittage des zweyten Tages ganz allein im Bette lag, während das Kind sanft an ihrer Seite schlief, und die Wärterinn, eines Geschäftes wegen, das Zimmer auf längere Zeit verlassen mußte. Da kam es Agnes vor, als öffne sich das Getäfel der Wand, und eine Thüre, von deren Daseyn sie nie etwas gewußt, ginge auf. Heraus trat mit langsamen,

feyerlichen Schritten, in uralterthümlichen Gewändern, ein langer Zug männlicher und weiblicher Gestalten, alle durch Farbe und Abzeichen als Ahnen dieses Hauses kenntlich. Jede trug irgend ein silbernes oder goldenes Gefäß von hohem Werthe, deren Formen auf ein hohes Alterthum schließen ließen; ja, einige derselben schienen ursprünglich zu heiligem Gebrauche bestimmt gewesen zu seyn. Auf einer langen Tafel, die plötzlich im Zimmer stand, ohne daß Agnes wußte, wie sie dahin gekommen war, stellten sie Alles in schönster Ordnung auf, so, daß der reichgeschmückte Tisch wie zu einem fürstlichen Bankett zugerichtet war. Jetzt wandte sich eine zuletzt gekommene Gestalt, deren Kleidung und Züge Agnes an das Gemählde der wunderbar verschwundenen Großmutter ihres Gemahls erinnerte, trat näher an ihr Bett, stellte eine goldene Schale, mit farbigen Edelsteinen reich besetzt, auf dasselbe, und sprach mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme: „Du kennst mich. Ich bin eine Ahnfrau dieses Hauses, so wie diese ganze Versammlung Ahnen desselben sind. Ein grausames Schicksal versagt uns Allen die Ruhe des Grabes, wir büßen für unsere und frühere Sünden, und der letzte Sprößling unseres Stammes ist bestimmt, durch seine Tugenden uns Alle zu

sühnen und zu erlösen. Aber dein Mann sinnt Böses, und nur dadurch, daß du dein neugebornes Kindlein in unsere Huth gibst, kannst du es retten. Wir wollen seiner treulich wahren, und es dir, wenn es Zeit seyn wird, wieder bringen. Diese Schale sey dir das Pfand unserer Gunst!“ — Mit diesen Worten schob sie die Schale unter das Hauptkissen der Wöchnerinn, und streckte die langen, bleichen Finger aus, um das Kind zu ergreifen. Aber Agnes richtete sich auf und rief mit überlauter Stimme: Im Nahmen des Gekreuzigten! Weiche von mir und meinem Kinde! Auf diesen Ruf trat die Ahnfrau entsetzt zurück, man hörte draußen gehen, die ganze Ahnengesellschaft, der Tisch, die Prachtgeschirre, Alles war im Nu durch die Öffnung der Wand verschwunden. Nur den Schatten der Urgroßmutter glaubte Agnes noch mit warnender Geberde und traurigen Blicken die Hand gegen sie erheben zu sehen; dann verschwand auch sie, die Thüre des Vorgemaches ging auf, und Agnes Zofen, von dem Schrey ihrer Frau herbeygerufen, stürzten erschrocken in's Zimmer, zu fragen, was geschehen sey.

Sprachlos und bleich fanden sie ihre Gebietherinn auf das Kissen zurückgesunken. Sie vermochte eine Weile nicht zu reden, aber sie begriff wohl,

daß das, was hier vorgefallen war, nicht darnach sey, um ihrem Gesinde mitgetheilt zu werden. Sie schob Alles auf einen schweren Traum, in welchen sie, während man sie allein gelassen, versunken wäre; aber die goldene Schale, die sich unter ihrem Kopfkissen fand, die die Wärterinn mit Erstaunen hervorzog, und Agnes mit Entsetzen erblickte, zwang sie, einen Theil der Wahrheit preis zu geben.

Die Geschichte machte grosses Aufsehen auf der Burg, das Dienstgesinde theilte sich dieselbe mit, vergrößerte, verblümte sie, und als zwey Tage darnach Herr Ottokar mit seinen Reisigen zurückkam, empfing ihn die doppelte böse Nachricht von der Geburt einer Tochter, und dem furchtbaren, gespenstischen Besuche bey der Wöchnerinn.

Mehr als gewöhnlich verwildert durch das grausame Vergnügen der Jagd und die Ausschweifungen im Trunke, stürzte er wüthend in das Zimmer seiner Gemahlinn, und ihre Frauen fanden sie, als er es nach einer Weile verließ, in einem Zustande, der zwischen Betäubung und Todesangst schwankte. Am andern Morgen hieß es, Frau Agnes sey in der Nacht an dem Schrecken des gespenstischen Besuches gestorben, und das Kind mit ihr. Herr Ottokar ließ einen prächtigen Leichenzug ver-

anstalten, und die Särge, mit kostbaren Decken und den Wappen ihres und seines Hauses verziert, wurden in der Familiengruft beygesetzt.

Zwar liefen auf der Burg mancherley Gerüchte über diesen plötzlichen Todesfall. Man erzählte sich unter der Hand, daß die Särge leer gewesen und man den Leichnam der Frau und des Kindes in ihrer Kammer nicht gefunden hätte. Einige zweifelten keinen Augenblick, daß hier eine grauenvolle Einwirkung der Burggespenster im Spiele sey, und daß die nähmlichen Geister, welche die goldene Schale gebracht, die nun ebenfalls verschwunden war, auch die Wöchnerinn und das Kind entführt hätten, und Herrn Ottokars eigene Reden schienen geheimnißvoll auf einen Vorgang dieser Art zu deuten. Andere, die klüger seyn wollten, maßen diesem Verschwinden keinen Glauben bey, und hielten Herrn Ottokar selbst für nicht ganz schuldlos in dieser Geschichte, indem sie glaubten, der furchtbare Besuch, an dessen Folgen die Wöchnerinn gestorben seyn sollte, wäre kein gespenstischer, sondern nichts als sein eigener wüthender Zorn und die Mißhandlungen gewesen, die er sich gegen die Unglückliche erlaubt habe. Es gab aber noch eine Partey, welche ihre Meinung für jetzt nicht laut werden ließ, nur in der Stille vergangene

Begebenheiten mit der Gegenwart verglich, und schaudervolle Vermuthungen daraus zog. Diese behaupteten, daß man in der Nacht ein Geräusch und Wimmern im Zimmer der Wöchnerinn gehört, daß Herr Ottokar mit einigen seiner Vertrautesten sich hierauf heimlich aus der Burg entfernt und den Weg nach der Hinterpforte des Schlosses genommen, welche an den Abgrund über den Fluß führte, daß man diese öffnen gehört, und dort den Schimmer eines Lichtes und Gestalten sich bewegen gesehen habe. Hiermit verglichen sie jenen vermessenen Schwur Ottokars, die fehlgeschlagene Hoffnung an seinem Weibe zu rächen, und zweifelten keinen Augenblick, daß Herr Ottokar seine schreckliche Drohung ausgeführt, Weib und Kind in die Fluthen der Enns begraben, und mit dem Leichenbegängniß nur ein freches Gaukelspiel getrieben habe.

Eine Weile gaben diese Gerüchte den Einwohnern der Burg und der Nachbarschaft Stoff zu Gesprächen. Allmählich verlor sich der Eindruck, Frau Agnes und ihr schreckliches Ende waren vergessen, und ein halbes Jahr darnach führte Herr Ottokar eine schöne, junge Witwe als Frau nach Reiflingstein, welche in Glanz und Reichthum Beruhigung über alle unheimlichen Gerüchte fand,

die man von ihrem Bräutigam und den Ereignissen auf seiner Burg erzählte. Es begann nun ein ganz anderes Leben auf der Burg. Die junge Frau ließ ihren Gemahl nicht allein die Freuden der Geselligkeit genießen, sie verlangte auch ihren Theil daran, und so war bald Schmaus und Fest auf Reiflingstein, bald begleitete die lebenslustige Frau ihren Gemahl zu Gastereyen und Jagden bey seinen Freunden. Diese Lebensweise forderte Aufwand, und Herr Ottokar mußte öfter sich auf Wegelagerung legen, als vorher, wie noch die fromme Agnes ihn von solchem Beginnen mehr abgehalten, als dazu angetrieben hatte. Auch die unterirdische Gesellschaft des Schlosses begann sich mehr zu regen, unheimliche Begegnungen wurden häufiger als je, alle Augenblicke wußte das Schloßgesinde von irgend einem schauerlichen Ereigniß zu sprechen, ja es schien, als ob die gespenstischen Bewohner, sich nun Vieles für erlaubt haltend, manchen Theil des Schlosses ganz für ihr Eigenthum erklärt hätten; zum Mindesten wagte es Niemand, weder bey Nacht, noch bey Tage jene Orte zu betreten.

Zu Herrn Ottokars großer Freude erklärte ihm seine Gemahlinn, wenige Monathe nach seiner Vermählung, daß er seines sehnlichsten Wunsches

auf Nachkommenschaft gewährt werden würde, und von diesem Zeitpunct an war die Gemeinschaft der Schloßgeister regsamer und merklicher als je. Vor Allen ließ jene Gestalt der verschwundenen Urgroßmutter sich oft und dreist sehen, so, daß man sich an ihre Erscheinung gewöhnte, und, als erst dieses Grauen überwunden war, in seinem ruchlosen Treiben durch sie nicht weiter stören ließ.

Frau Jutta's Stunde kam. Dießmahl verließ Herr Ottokar sein Schloß nicht, und bald vernahm er mit unsinniger Freude, daß ihm ein Sohn geboren worden sey. Ein schwelgerisches Gastmahl und geräuschvolle Freuden feyerten das glückliche Ereigniß. Alle seine Freunde und Nachbarn mußten daran Theil nehmen, der Taumel ergriff das ganze Schloßgesinde, und während der Taufe in der Schloßkapelle ließ man die Wöchnerinn ganz allein. Nun ereignete sich dasselbe, was schon früher bey Frau Agnes Statt gehabt hatte. Die Wand öffnete sich, die Ahnenschatten gingen aus derselben hervor, die Tafel wurde mit den kostbaren Gefäßen besetzt, und jene wohlbekannte Urgroßmutter trat, einen goldenen Pokal in der Hand, zu Frau Jutta hin und begann also: „Wir sind die Ahnen dieses Hauses. Schwere Verge-

hungen und Sünden mancherley Art haben uns ein unerbittliches Urtheil von dem Richter über die Lebenden und Todten zugezogen. Wir sind der Ruhe des Grabes beraubt. O, Ihr Sterblichen, die Ihr im Rausche Eurer Lüste dahin taumelt, könntet Ihr Euch einen Begriff von den Leiden eines rastlos wandernden, müden Geistes machen, der sich schmerzlich nach Ruhe sehnt und sie nicht finden soll, Ihr würdet Euern Sündenweg verlassen! Aber auch uns ist einst Erlösung und Ruhe verheißen, und dein neugeborner Sohn ist es, auf dem der Ausspruch haftet. Erziehe ihn daher mit Sorgfalt! Gib ihm Lehren, die ihn zur Frömmigkeit und Tugend leiten, denn nur sein fester Glaube und die Reinigkeit seines Herzens kann uns retten! Über seine Erhaltung zu wachen, wird meine Sorge seyn. In den unterirdischen Kammern des Felsens, worauf dieses Schloß steht, liegen ungeheuere Schätze, wovon das, was du hier siehst, nur eine schwache Probe ist, die Frucht und der Gewinn unserer Sünden. Sie sind deinem Sohne bestimmt, wenn er das große Werk vollbringt."

Frau Jutta hatte diese Rede zuerst mit Verwunderung und Entsetzen angehört; nach und nach verlor sich das Grauen, und die Warnungen und

Winke des Geistes verschwanden vor der Hoffnung auf den Besitz so großer Reichthümer.

„Und was verlangst du sonst noch von mir?“ sagte die muthige Frau. Die Gestalt blickte sie traurig und ernst an. „Sonst nichts,“ erwiederte sie: „als daß du mich als Pflegerinn deines Sohnes bey ihm duldest. Nimm dieses“ — indem sie ihr einen kostbaren Pokal reichte — als Beweis und Pfand meines Versprechens!“ Bey diesen Worten schob sie den Becher unter das Kissen der Wöchnerinn, wandte sich und verließ mit ihrer Gesellschaft und ihren Geräthen das Zimmer, so wie sie es betreten hatte. Noch eine Weile nach ihrer Entfernung lag Frau Jutta ängstlich und staunend auf ihrem Lager, und beynahe hätte sie sich überreden wollen, sie hätte geschlafen, und es wäre Alles nur ein Traum gewesen; aber der Becher, welchen die Ahnfrau zurückgelassen hatte, überzeugte sie von der Wirklichkeit des Geschehenen. Muthig und klug beschloß sie, Niemanden, außer ihrem Gemahl, etwas von diesem Vorfall zu sagen, und verbarg den goldenen Pokal sorgfältig vor jedem Blick.

Sobald nach den Feyerlichkeiten der Taufe und dem prächtigen Gastmahl Herr Ottokar ins Zimmer seiner Gemahlinn trat, sandte sie ihre Leute fort, entdeckte ihm unter vier Augen den Vorfall,

und zeigte ihm den Becher. Mit Grauen hörte er den Bericht. Die Erinnerung an ein ähnliches Ereigniß, das er mit unerhörter Grausamkeit bezweifelt und gerächt hatte, erschütterte sein Innerstes, und sein Gewissen sagte ihm, daß er durch seine Sinnesart gar wohl das Schicksal seiner Ahnen verdient habe. Jene goldene Schale mit den bunten Edelsteinen, die längst die Fluthen der Enns bedeckten, fiel ihm ein, und er vermochte es nicht, Juttas Bericht ganz anzuhören.

Nach und nach, wie er die innere Stimme im Saus und Braus seines Lebens wieder beschwichtigt hatte, ließ er sich von Jutta nochmahl Alles genau erzählen, und sah nun auch mit Begier, obwohl nicht mit eben so viel Ruhe, wie sie, der verheißenen Erbschaft entgegen. Die Ahnfrau hatte Wort gehalten. Bald erschien sie am Lager des kleinen Siegebert. Im Anfang entsetzten sich die Zofen sehr vor dieser gespenstischen Wärterinn; da sie aber so oft wieder kam, so harmlos schien, und der Knabe sich nicht allein vor ihr nicht fürchtete, sondern fröhlich wuchs und gedieh, hatte endlich Niemand mehr etwas gegen sie, und man gewöhnte sich daran, den längstgeschiedenen Geist wie einen Mitgenossen des Hauses zu betrachten. Doch blieb sie stumm, und Niemand, selbst ihr kleiner Liebling

nicht, brachte sie jemahls zum Reden. Auch war ihre Sorge für ihn mehr schützend und abwehrend, als daß sie einen bestimmten Einfluß auf seine Erziehung genommen hätte. Frau Jutta war verständig genug gewesen, sich keine der Lehren des Geistes entfallen zu lassen. Sie übergab die geistige Pflege ihres Sohnes der Aufsicht ihres Burgkaplans, eines ehrwürdigen, frommen Greises aus dem nahegelegenen Stifte Admont. Unter seiner Leitung bildete sich das Herz des Knaben zur Frömmigkeit und jeder sanften Tugend. Seine Gestalt war angenehm, und der Vater ließ ihn durch seine Reisigen und Waffenmeister zu allen ritterlichen Übungen anführen. Hier war es nun, wo sich der Schutz seiner übermenschlichen Pflegerinn aufs wirksamste zeigte. So kühn und toll auch die Übungen waren, die Herr Ottokar seinen Sohn in noch zarter Kindheit treiben ließ, so schien eine unsichtbare Macht ihn überall zu begleiten und zu beschützen.

Seinen Vater beschirmte kein solcher Einfluß, und die wilde Gemüthsart, die sein Leben verstört, und Alles, was mit ihm umging, unglücklich gemacht hatte, stürzte ihn vor der Zeit in den Tod. Als er einst von einem schwelgerischen Gelage halb trunken nach Hause ritt, und schon an der Stelle war, wo der Weg sich von der Enns den Felsen

hinaufzog, scheute sein Pferd plötzlich und wollte nicht mehr weiter. Herrn Ottokars Zorn entbrannte, mit Sporn und Peitsche suchte er es gewaltsam weiter zu treiben, das Pferd wurde wild, bäumte sich und sprang mit seinem Reiter seitwärts in den hochstrudelnden Fluß. Herr Ottokar stürzte besinnungslos in die Fluth, und ehe seine erschrockenen Leute ihm zu Hülfe eilen und ihn ans Land ziehen konnten, hatte ihn der Schrecken oder Sturz getödtet; sein Hengst aber schwamm durch den Fluß und arbeitete sich wohlbehalten am jenseitigen Gestade herauf.

Als die Bestürzung des ersten Entsetzens über diese Nachricht auf der Burg vorüber war, trösteten sich die Zurückgelassenen bald über diesen Verlust, und Alles ging seinen gewohnten Gang, nur daß, weil Frau Jutta das Regiment allein führte, im Ganzen mehr Ordnung und feine Sitte herrschte. Der junge Siegebert wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und verständiger, und Frau Jutta begann schon in ihrem Sinne die Musterung aller schönen und reichen Fräulein in der Nachbarschaft, aus welchen sie die reichste oder schönste für ihren Sohn zu wählen gedachte. Sein Herz hatte nicht auf diese Wahl seiner Mutter gewartet. Bey der unbeschränkten Freyheit, welche ihm sein verstorbe-

ner Vater gelassen hatte, mit Begleitung oder allein die Gegend zu durchstreifen, und seine Spazierritte, so weit er wollte, auszudehnen, war er einst sehr weit an der Enns hinunter in ein anmuthiges Thal gelangt, wo die enge Bergschlucht, sich von beyden Seiten erweiternd, eine freundliche Ebene mit Kornfeldern, Gärten und Hütten umschloß. Siegebert war müde vom weiten Ritt, das Thal lächelte ihn so einladend an, der Anblick stiller Häuslichkeit und friedlichen Beysammenwohnens war für den Bewohner des stolzen Schlosses im rauhen Gebirge so neu, daß er dem sanften Eindruck nicht zu widerstehen vermochte, vom Pferde stieg, und, es am Zügel führend, langsam, den Blick an der lieblichen Umgebung weidend, längs dem Ufer der Enns hinabschritt, die ebenfalls hier ihr wildes Getöse verlernt zu haben, und zögernd und ruhig durch die wohlbebauten Fluren hinzufließen schien. Siegebert folgte ihrem spiegelnden Laufe. Diese Fluthen hatten von jeher etwas Anziehendes für ihn gehabt, gar zu gern hatte er sich auf seinen Wanderungen durch ihre Windungen führen lassen, und an ihren waldumschatteten Ufern geruht. Auch jetzt lenkten sie seine Schritte zu einem netten Häuschen, das zwischen blühenden Bäumen und wohlgepflegten Pflanzungen, ein Bild des

Friedens, am Ufer lag. Das rauschende Wehr an seiner Seite, das schäumende Mühlrad, welches der Fluß mit dienstfertiger Schnelligkeit herumtrieb, zeigten ihm, was der Beruf seiner Bewohner war, und eine angenehme Mädchenstimme, die ein Lied an die heilige Jungfrau sang, ließ ihn hoffen, den Frieden im Innern des Hauses zu finden, den sein Äußeres verkündigte. Er trat unter den Thorbogen in der Mauer, welche den Hof des Hauses umschloß. Unter einem frischbegrünten Nußbaume saß ein junges Mädchen und spann, während zwey kleine Kinder unter ihrer Aufsicht auf dem Rasen spielten. Das Mädchen sprang vom Rocken auf, als sie den Fremden unter dem Thore stehen sah, und ging auf ihn zu. Aber wie sie den schlanken Jüngling erblickte, mit den großen, freundlichen Augen, im schmucken Jägeranzug, dem das treue Roß über die Schulter schaute, starb ihr das Wort auf den Lippen. Auch Siegebert blieb im Anschauen des Mädchens verwundert stehen, und erst nach einer Weile lösten sich die Fragen und gegenseitigen Erkundigungen von ihren Lippen. Siegebert erfuhr, daß er in einer Mühle war, die an das Gotteshaus zu Admont diente, und er war ein verirrter Jäger, der die freundliche Müllerstochter um Milch und Brot zur Erquickung ansprach.

Das Mädchen sprang sogleich fort, um das Verlangte zu bringen, indessen Siegebert sein Pferd an einen Baum im Hofe band, Jagdtasche und Speere ablegte, und die Kinder ihn verwundert ansahen, dann näher traten, und die schimmernden Geräthe bewunderten, die der Fremde in's Gras gelegt hatte.

Als Anna mit dem reinlichen Teller zurückkam, auf dem ein blanker Becher mit Milch, eine Flasche mit Wein und ein Stück Brot lag, fand sie den Fremden schon beschäftigt, ihren kleinen Geschwistern seine Waffen zu weisen, worüber der Knabe eine große Freude zeigte. Anna stellte Alles unter dem Schatten des Nußbaumes nieder, bath den fremden Jäger, sich zu setzen, nahm sittsam, aber ohne Scheu, an seiner Seite Platz, und Beyde plauderten nun so angelegentlich und so herzlich, als ob sie einander seit Jahren kennten. Die Sonne, welche sich den Gebirgen zuneigte, und einen röthlichen Schimmer über die ganze Gegend goß, mahnte Siegebert zum Aufbruch. Er schied mit freundlichem Gruß von seiner gefälligen Wirthinn und mit dem Versprechen, nächstens wieder zu kommen; dann führte er sein Pferd aus dem Thore, schwang sich auf, und grüßte noch oft zurück gegen die Mühle, wo Anna mit den Kin-

dern unter'm Thore stehen blieb, und ihm, so lange sie ihn sah, mit der Hand nachwinkte.

Fröhlich ritt Siegebert am Ufer der Enns hinauf. Sie schimmerte heute gar so freundlich im goldenen Abendglanze, die Nachtigallen sangen so lustig in den Büschen, ihm war so wohl um's Herz, wie noch nie, und seine Hausgenossen zweifelten nicht, daß er auf der Jagd sehr glücklich gewesen seyn müßte. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Mühle wieder, und was er auch zu Hause von seines Vaters wildem Sinn und dem kalten Stolze seiner Mutter zu dulden hatte, bey Annen vergaß er alle seine Leiden, und schied jedes Mahl ergebener und heiterer von dem frohen Mädchen, das die Kraft eines reinen Gemüthes in frommer Unschuld bewahrt hatte.

Während dieser Zeit war sein Vater gestorben, seine Mutter hatte das Hausregiment übernommen, und er selbst sein achtzehntes Jahr erreicht. Die Ahnfrau hatte ihn in keiner Periode seines Lebens ganz verlassen, und sich ihm von Zeit zu Zeit bey verschiedenen Anlässen gezeigt. Er war auch ihrer Erscheinung so gewohnt, daß sie keinen besondern Eindruck auf ihn machte. Nur in der letzten Zeit hatte sie sich öfters sehen lassen, und ihre stummen Geberden schienen Besorgniß und

Unruhe anzudeuten. Siegebert hatte nicht sonderlich darauf geachtet, bis jetzt, in der Mitternachtsstunde, die auf seinen achtzehnten Geburtstag folgte, die Urältermutter plötzlich vor seinem Bette stand, und ihm winkte, mit ihr zu gehen. Das befremdete Siegebert; aber nicht gewohnt, etwas von dieser Erscheinung zu fürchten, die ihm, so lange er sich besinnen konnte, nur Gutes erwiesen hatte, warf er seine Kleider um, und ging ihr ohne Bedenken nach. Sie nahm ihren Weg durch einige der bewohnten Gänge des Schlosses, und näherte sich bald demjenigen Theile desselben, der, wie man glaubte, aus der Heidenzeit herrührend, meist in Ruinen lag. Hier erhellte kein irdisches Licht mehr die dunkeln Gemächer, dennoch konnte Siegebert die Gegenstände um sich wohl unterscheiden, ohne daß eigentlich zu bestimmen war, ob der dämmernde, ungewisse Schein, der seinen Schritten leuchtete, von dem voranschreitenden Geiste, oder von einer andern Ursache kam. Umgestürzte Säulen, zerbrochene Götzenbilder, Felsentrümmer, die um ihn herum lagen, zeigten von einer gewaltsamern Zerstörung, als der der Zeit. Der Weg ging immer abwärts, so, daß Siegebert dachte, er müsse sich nun bereits tief unter dem Grunde des Berges

befinden, auf dem sein väterliches Schloß stand. Jetzt blieb die Gestalt vor einer in Fels gehauenen Pforte stehen. Ungeheuere Schlösser und Riegel öffneten sich rasselnd vor ihrer leichten Berührung; die Ahnfrau schritt voran, der Jüngling folgte, und sah sich in einem hohen, trockenen Felsengewölbe, dessen Wände ringsum, so wie der Boden desselben, ihm einen unermeßlichen Schatz entdeckten. Goldene und silberne Gefäße von aller Art, zum verschiedensten Gebrauch, und wie es schien, auch aus den verschiedensten Zeitaltern, waren hier in langen, schimmernden Reihen aufgestellt. Auf dem Boden sah er Truhen und Kisten mit geprägtem Gold und Silber, dessen Abbildungen zum Theil auf die Zeit der Römischen Kaiser wiesen, und unter dem Geschmeide nicht weniges, das zum heiligen Dienst bestimmt, und aus Kirchen und Klöstern entwandt seyn mochte. Ein heimliches Grauen, das ihn während der ganzen Wanderung begleitet hatte, wurde jetzt stärker. Ihm fielen alle die Erzählungen von der Gottlosigkeit seiner Ahnen, ihrem Kirchenraub und mannigfachen Freveln ein, und es reute ihn bitter, den Einladungen der Ahnfrau gefolgt zu seyn; aber in dem Augenblicke, wo er ihr dieß erklären und umkehren wollte, vernahm er ihre dumpfe, leise

Stimme, welche also sprach: Du siehst hier den Schatz deines Hauses, die Frucht des Muthes und — der Sünden deiner Vorfahren. Es wäre zu lange, dir zu erzählen, wie und woher jedes einzelne Stück gekommen, so wie es unmöglich ist, durch Zurückgabe an den rechten Eigenthümer das begangene Unrecht aufzuheben und zu sühnen. Wo sind die Menschen hin, wohin die Geschlechter, denen deine Voraltern sie mit List oder Gewalt abnahmen? Aber daß wir sie genommen, dafür müssen wir büßen. Die Ruhe des Grabes ist deinem ganzen Stamme versagt, bis dieser Schatz, zu einem frommen Zwecke gewidmet und dadurch geheiligt, uns erlaubt, in die Grüfte, nach denen sich die müden, gequälten Schatten schmerzlich sehnen, zurückzukehren. Einer unseres Geschlechtes muß dieß vollbringen, wenn es je vollbracht werden und wir nicht zu ewiger Pein verdammt seyn sollen. Auf dir ruht unsere Hoffnung. Dich haben wir uns erwählt, dich von deiner Wiege an mit Treue und Sorge gepflegt. O, erbarme dich der unglücklichen Geister deiner Voraltern!

Mit eiskalten Schauern hatte Siegebert di.se Rede angehört, und erst, als die Stimme schon eine Weile verklungen hatte, war er im Stande

zu antworten. Und was begehrst du von mir? sagte er: Was soll ich thun, um Euch zu erlösen?

„Entsage den Freuden der Liebe und der Ehe! Erbaue aus unserm Schatz in diesen Wildnissen, wo Unsicherheit und Raub den Wanderer schrecken, ein Gotteshaus und ein Kloster, rufe fromme Mönche hierher, deren Fleiß die Wälder lichte, den unwirthbaren Boden bearbeite, daß Ackerbau und mildere Sitten in diesen Gegenden aufblühen, und friedliche Dörfer voll Fleiß und Genügsamkeit sich da erheben, wo jetzt der Raubritter jagt! Tritt in ihre Gesellschaft, bethe mit ihnen für die Ruhe unserer Seelen, und um Euerer frommen Büßungen willen wird die erzürnte Gerechtigkeit Gottes uns verzeihen und uns die schmerzlich vermißte Ruhe finden lassen! O erbarme dich der unglücklichen Geister deiner Vorältern!“

Stumm und starr hörte der Jüngling diese Zumuthung. Annens liebliches Bild stieg in dem Augenblick vor ihm empor, und obwohl er bis jetzt noch nie daran gedacht hatte, daß er sie liebe, und er, der Abkömmling eines alten, edlen Hauses, dem armen Müllermädchen seine Hand reichen könnte, stand doch der Gedanke, ihr und jedem ähnlichen Glücke auf ewig zu entsagen, eben so ungeheuer als unmöglich vor seiner Seele. Zwar hüthete er

sich wohl, diesen Gedanken vor seiner Urältermutter laut werden zu lassen; aber er wandte sich mit der Frage an sie: Und wenn ich mich entschlösse, in Euer Begehren zu willigen, wer würde meinen Stamm fortsetzen? Soll denn unser Geschlecht mit mir aussterben? Die Gestalt zuckte die Achseln und schwieg. Siegebert erneuerte seine Frage. Die Antwort war ein tiefer Seufzer, den der Wiederhall des Gewölbes flüsternd zurückgab. Nein! sagte Siegebert: Um diesen Preis ist es unmöglich! Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als in einem heulenden Orkan das Licht, welches bisher das Gewölbe erleuchtet hatte, erlosch, die Gestalt der Ahnfrau verschwand, in grauser Finsterniß rings um ihn her Ächzen und Wimmern erscholl, und Siegebert in fürchterlicher Angst im Schooß des Berges, von Nacht umgeben, ohne Ausweg, ohne Rettung stand. In dieser schrecklichen Lage wandte sich sein Herz zu dem, der allein retten konnte, er kniete nieder, und empfahl sich in inbrünstigem Gebeth dem Schutze Gottes und seiner Heiligen. Dann stand er ermuthigt auf, und tappte an den Wänden umher, um den Ausgang zu finden. Da fiel ihm von der halben Höhe des Gewölbes ein heller Punct, wie ein Stern vom nächtlichen Himmel in die Augen, er richtete seine Schritte dorthin, er

fühlte im Finstern um sich und merkte, daß er sich am Eingange eines gewölbten Ganges befinde, von dessen sehr fernem Ende jener helle Punct strahlte. Er ging weiter und weiter, der Boden des Ganges erhob sich, Siegebert stieg empor, nicht ohne Beschwerde über Steine und Mauertrümmer kletternd, und immer besorgt, jenen Schein nicht aus den Augen zu verlieren. Allmählich wurde dieser größer, der Gang erweiterte sich, der Weg wurde minder beschwerlich, und endlich erblickte er zu seinem unaussprechlichem Vergnügen in mäßiger Entfernung eine Öffnung, durch welche der Morgenstrahl zwischen Epheuranken hereinfiel. Muthig drang er nun vorwärts, und gelangte bald an den Ausgang der Schlucht, und vor seinen Blicken lag die spiegelnde Enns im Rosenlichte des aufgehenden Morgens, um ihn her frisches Waldesgrün und Gesang der Vögel; er selbst aus furchtbaren Finsternissen und gespenstischen Umgebungen dem Tageslichte, dem Leben wieder geschenkt. Bethend sank er auf die Knie, und dankte Gott für die wunderbare Errettung; dann stand er auf, blickte um sich her, und erkannte mit Erstaunen, daß er sich gerade unter dem Felsen, auf dem sein Schloß stand, befand. Er stieg den Felsen hinauf, und es gelang ihm, bey der frühen Tagesstunde unbemerkt auf

sein Zimmer zu kommen, so, daß Niemand etwas von dem nächtlichen Abenteuer ahnete. Aber in seiner Seele blieb ein tiefer Eindruck. Immer hörte er die wimmernden Stimmen, die von ihm die Endigung ihrer Qualen verlangten, immer sah er die jammernde Geberde jenes Schattens, der sich durch Sorgfalt und Schutz um seine Kindheit verdient gemacht hatte. Seine Heiterkeit war entflohen, und es schien, als ob der Hauch des Grabes, mit dessen Bewohnern er Umgang gepflogen hatte, seine Jugendblüthe versehrt hätte. Auch war die Hoffnung, durch jenes strenge Versagen von allen künftigen Zudringlichkeiten jener unheimlichen Wesen befreyt zu seyn, gar bald verschwunden. Allnächtlich in unruhigen Träumen stand die Ahnfrau vor seinem Lager, zeigte ihm mit kläglichen Geberden eine goldene Schale, mit schimmernden Edelsteinen besetzt, und verlangte, daß er ihr wenigstens diese verschaffen solle, deren wirkliches Urbild einst zu ihrem Schatze gehört, und durch ein Unglück daraus verloren gegangen sey. In den verworrenen Bildern des Traumes vermochte Siegebert nicht deutlich zu erkennen, was eigentlich mit der Schale geschehen war, und was er zu thun habe, um sie wieder zu verschaffen. Um desto beunruhigender waren ihm jene Gesichte und die Jammergestalt

seiner Urältermutter, deren verlängerte Pein er sich vorwarf, ohne sie gleichwohl enden zu können, oder zu wollen. Seine Blüthe, seine Gesundheit verfiel; der fromme alte Geistliche, welcher der Lehrer seiner Kindheit und zugleich in der Arzneykunde erfahren war, wurde sein Vertrauter. Er entdeckte ihm die Geschichte jener furchtbaren Nacht, die Schreckbilder seiner Träume, und was der Geist von ihm verlange. Mit Mitleid und Grauen hörte der Greis den Bericht, und erkannte aus der Beschreibung wohl jene Schale, welche die Ahnfrau auf seiner Stiefmutter Bett gestellt hatte, und die bey ihrem räthselhaften Tode ebenfalls mit verschwunden war. Er sagte ihm, was er wußte, tröstete ihn so gut er vermochte, verordnete einige Arzneyen und suchte durch kirchliche Verwahrungsmittel ihn vor den nächtlichen Besuchen des Geistes zu sichern. Aber dieser wich nicht so leicht, und zeigte sich, wenn auch seltner und undeutlicher, doch immer seinem Schützlinge. Nun verfiel der Geistliche darauf, daß Entfernung aus dem Umkreis des Schlosses, in dessen Bezirk jene Schatten ihr Wesen wohl allein treiben durften, das sicherste Heilmittel für Siegebert seyn würde. Seine wankende Gesundheit diente zum besten Vorwand, und die Mutter willigte ein, daß ihr Sohn

für einige Zeit sich aus dem rauheren Hochgebirge entfernen und versuchen sollte, ob die mildere Luft in den sonnigen Thälern, durch welche die Enns der Fläche zueilte, seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen könnte. Dort lebte ein Förster, der im Dienste ihres Gemahls gestanden hatte, und zu ihm begab sich nun Siegebert, der nicht ohne kleine List seiner Mutter gerade diese Gegend als sehr heilbringend vorzuschlagen gewußt hatte. Vom Forsthause auf der Waldhöhe war nur eine halbe Stunde bis zur Mühle im Thale, und die Aussicht, Annen recht oft zu sehen, deren Umgang er, so lange jene Gespenster ihn beunruhigten, gemieden hatte, als fürchtete er, des frommen Mädchens Frieden durch die Nähe eines Menschen zu stören, der jenen finstern Mächten verfallen schien, trug nicht wenig dazu bey, ihm schon jetzt, ehe er das Schloß noch verlassen hatte, einen Theil seines jugendlichen Frohsinns wieder zu geben. . . . . . . . . . . . . . .

Sobald er sich mit seinem Knappen, der ihn begleitete, im Forsthause eingerichtet, und den Leuten Stillschweigen über seinen Nahmen gebothen hatte, stieg er durch den anmuthigen Wald hinab und lenkte seine Schritte der Mühle zu, die ihm schon von ferne freundlich aus den schatten-

den Bäumen entgegen glänzte. Im Hofe war Niemand zu sehen, er öffnete die Thüre des Wohnhauses, und Anna flog mit einem Schrey von dem Bethschemmel auf, wo sie vor dem Bilde der heiligen Jungfrau gebethet hatte. Ach, da seyd Ihr ja! rief sie, und sprang ihm entgegen, indem Überraschung und Freude aus ihren glänzenden Blicken und den glühenden Wangen sprachen: Aber wo seyd Ihr so lange geblieben? Siegebert wollte ihr antworten. Ach Gott! rief sie plötzlich: Ihr seyd krank gewesen, oder Ihr seyd noch krank! Der Jüngling war froh, auf diese Art sein Außenbleiben am besten entschuldigen zu können. Er war der Sohn eines Reisigen auf Burg Reiflingstein, der dort das Jagdrevier des Ritters unter seiner Aufsicht hatte. Er war seit seinem letzten Besuche in der Mühle schwer krank gewesen, und die gnädige Frau hatte ihm erlaubt, sich seiner Heilung wegen hierher zu seinem Verwandten zu begeben, der auf der Höhe im Walde wohnte. Anna war sehr zufrieden mit dem Berichte, sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit desselben, und freute sich recht sehr, daß dieser Zufall ihr Gelegenheit geben würde, den hübschen Jäger recht oft zu sehen.

Siegebert kam oft in die Mühle. Annens Ältern sahen es, und mißbilligten die Bekanntschaft

ihrer Tochter mit dem hübschen, frommen Jüngling nicht, der ein naher Verwandter des wohlhabenden alten Kurds auf der Waldhöhe war. Siegebert erhohlte sich auch sichtbar in der milderen Luft, in dem freundlichen Umgange mit Anna, vor Allem in der Entfernung von jenen unheimlichen Einwirkungen, die seine Nächte beunruhigt hatten. Der fromme Mönch hatte richtig geurtheilt. Es schien, als ob jene verstörten Bewohner der Grüfte sich nicht leicht aus dem Umkreise entfernen wollten, welcher ihre sterblichen Überreste bewahrte. Siegeberts Träume wurden immer ruhiger, das Bild der Ahnfrau verlor sich daraus, an seiner Stelle gaukelte eine lieblichere Gestalt vor seinen Blicken, der Traum wiederhohlte gefällig die freundlichen Auftritte des Tages, und nur jene geheimnißvolle Schale erschien noch zuweilen in seinen Träumen auf eine räthselhafte Weise mit Annens Bild verbunden. Aber das kümmerte ihn nicht viel. Er erklärte sich die seltsame Zusammenstellung leicht aus der Lebhaftigkeit, womit früher jenes Traumbild, und jetzt Annens Gegenwart seine Seele bewegte, und gab sich ohne weitere Rücksicht dem sanften Zuge hin, der ihn an das liebliche Mädchen band. Dieser Zug war so mild, Siegebert empfand in Annens Nähe sogar nichts von den stürmischen

Bewegungen und glühenden Gefühlen, die er sonst wohl in Helden- und Liebesliedern als Zeichen der Leidenschaft beschrieben gefunden, oder von Erfahrenen als unumgängliche Begleiter einer wahren Liebe hatte schildern hören. Ihm war, als ginge ihm der Tag auf, wenn er das Mädchen von Weitem erblickte; ein stiller Frieden kam in sein Herz, er fühlte sich innig vergnügt, wenn er bey ihr war, und frömmer und heiterer, wenn er von ihr schied. Kein unruhiger Wunsch, keine Sorge für die Zukunft störte di se Stille, und Anna theilte ganz die Gefühle ihres Freundes. Wie glückliche Kinder hingen sie nur an der Gegenwart, und dachten weder an Vergangenheit noch Zukunft; ja, wenn zuweilen in Siegeberts Gemüthe, vor welchem die Lage der Dinge klarer war, als vor Annens, sich ein ängstlicher Gedanke an seine Mutter und an das, was etwa noch werden könnte, zu regen anfing, verscheuchte er ihn, wie eine böse Eingebung; oder wenn er das nicht vermochte, wenn er manchmahl mit schwerem Herzen ins Thal hinabstieg, das niedliche Häuschen so friedlich vor ihm lag, er daran dachte, wie die bloße Nennung seines Nahmens die Ruhe aus diesen stillen Mauern verbannen würde, und er sich dann vornahm, Annen leise von Weitem auf das vorzubereiten, was sie doch ein-

mahl erfahren mußte, da schwand bey dem Anblick ihrer unschuldigen Heiterkeit und ihres frommen Waltens im Hause der schwachgefaßte Vorsatz, und er konnte sich nicht entschließen, dieses klare Auge zu trüben, und den Frieden von dieser reinen Stirn zu verscheuchen.

So vergingen einige Wochen. Frau Jutta hatte indessen öfters um Kunde von ihres Sohnes Befinden gesandt, und jedesmahl fiel die Antwort zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit aus. Des jungen Ritters Wangen färbte wieder das zarte Roth der Gesundheit, seine Gestalt war wieder kräftig, sein Auge glänzend geworden, und die Mutter meinte nun, es wäre Zeit, ins Schloß zurückzukehren. Das war ein Donnerschlag für Siegebert, und das erste Mahl, daß die Nothwendigkeit, entscheidende Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, gebietherisch vor seine Seele trat. Doch mußte er vor der Hand die bestimmte Zurückberufung noch eine Weile zu verzögern, um einen schicklichen Augenblick zu erwarten, wo er Annen eine Entdeckung machen könnte, von deren Aufnahme das Glück seiner Zukunft abhing.

Schon zweymahl war er seitdem in der Mühle gewesen, zweymahl hatte er den festen Vorsatz gefaßt, den ersten Moment des Alleinseyns zu ergrei-

sen, um mit Annen zu reden, und jedesmahl hatte er ihn voll Furcht und Schmerz fahren lassen. Aber was seine Zunge verschwieg, sprach aus seinem veränderten Benehmen, aus den düstern Blicken, die er wehmüthig und lange auf Annen heftete. Sie errieth nicht, was ihren Freund quäle, aber daß ihn etwas quälte, war ihr klar, und mit dieser Erkenntniß war auch ihre Ruhe dahin. Tag und Nacht verfolgte sie der Gedanke an das Leid ihres Geliebten, und bey der Unmöglichkeit, die Verkettung der Umstände zu errathen, die diesen Kummer über ihn gebracht hatte, war nur der Entschluß in ihr fest, entweder Alles anzuwenden, um ihn von dem Herzen ihres Freundes zu nehmen, oder ihn zu theilen. Daher stand es bestimmt vor ihrer Seele, ihn das nächstemahl geradezu zu befragen, und, wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Bitten und Schmeicheln in ihn zu dringen, bis er ihr ihren Theil an dem traurigen Geheimnisse abgegeben haben würde.

Während die Liebenden sich mit diesen Vorsätzen beschäftigten, erschienen plötzlich an dem Morgen, an welchem sich Siegebert vorgenommen hatte, wieder hinab an die Enns zu gehen, und endlich offen mit Annen zu sprechen, einige Gewaffnete seiner Mutter, unter der Anführung eines ihrer äl-

testen Lehensmänner, mit Handpferden und allen Erfordernissen zur Rückreise versehen, um ihren jungen Herrn abzuhohlen, da der Bruder seiner Mutter angekommen war, und seinen Neffen zu sprechen wünschte.

Ihr Erscheinen schon machte Siegeberts Blut erstarren; aber ihre Bothschaft und einige Winke, die der alte Ritter mit schlauer Miene fallen ließ, daß dem jungen Herrn dieser Besuch Angenehmes bedeute, und daß es wohl gar auf eine Heirath mit einem bildschönen Fräulein abgesehen sey, dessen Conterfey der alte Comthur mitgebracht, und der Ritter bereits in Frau Jutta's Händen erblickt habe, vollendeten Siegeberts trostlosen Zustand. Er sollte fort, jetzt, heute noch, Annen nicht wieder sehen, sie in der schrecklichsten Angst über sein unbegreifliches Verschwinden und den Stachel verrathener Treue in ihrer Brust lassen? Sie sollte nicht einmahl wissen, wer der Jüngling gewesen, dem sie mit schuldloser Neigung so freundlich entgegen gekommen war? Das Gerücht, oder ein kalter fremder Mund würde sie einst davon unterrichten und — das war der schmerzlichste aus allen Gedanken — er sollte ihr entsagen und seine Hand einer Andern, einer Unbekannten reichen!

Es war unmöglich, Eines so sehr, als das An-

dere! Er konnte sie nicht heimlich verlassen, nicht verrathen, noch weniger einer Andern angehören. Im Augenblick des drohenden Verlustes schlug die bisher verkannte oder verborgene Gluth der Leidenschaft in helle Flammen empor. Jetzt wußte Siegebert, daß er Annen unaussprechlich liebe, und er war entschlossen, ihr das, so wie Alles, was sein Schicksal betraf, auf der Stelle zu entdecken, mit ihr seine Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, und, wenn er auch zu seiner Mutter zurückkehren mußte, dennoch mit Festigkeit jeden möglichen Heirathsantrag abzuweisen. Dieser Entschluß gab ihm Klarheit und frischen Muth; er kündigte dem Ritter an, daß er wohl gesonnen wäre, mit ihm nach Reiflingstein zurück zu gehen, daß das aber schlechterdings nicht auf der Stelle geschehen könne, indem er noch einige Geschäfte habe, die unumgänglich gethan werden müßten. Ungern willigte der alte Ritter in den Verzug, denn Frau Jutte erwartete ihren Sohn noch vor Abends, und er hatte sich darum mit den Gewaffneten in der Nacht auf den Weg gemacht; aber Siegebert erklärte sich so bestimmt, daß er entweder gar nicht, oder erst in einigen Stunden abgehen würde, daß der alte Ritter endlich nachgeben mußte.

Nun flog Siegebert in's Thal hinab zu Annen.

Seine Brust war so voll, sein Herz so gepreßt, und doch sein Muth so freudig. Alle Bangigkeit, alle Sorge war vor dem Gedanken verschwunden, der Geliebten seine Liebe und seinen Stand zu entdecken, ihr ewige Treue zu schwören, und auch ihren Schwur zu empfangen. Schon von Weitem erblickte er sie unter den Erlen am Flusse, wo sie, im Grünen sitzend, an der Spindel spann, und, mit trüber Miene vor sich in das Wasser blickend, sich zuweilen eine Thräne vom Auge trocknete. Drückte auch sie ein Kummer, oder regte eine ahnende Empfindung ihr Herz bey dem Schmerz ihres Freundes auf? Sie schaute empor, sie erkannte ihn, sie sprang auf, und sprachlos, mit Thränen in den Augen, standen sich die Liebenden gegenüber, jedes des andern Hand haltend, jedes unfähig, der tiefen oder stürmischen Bewegung des Innern Worte zu geben. Anna hatte ihren Liebling seit zwey Tagen mit ängstlicher Spannung erwartet, sie hatte ihn ja um seinen Kummer befragen, ihm denselben abnehmen wollen — und was hatte nicht Siegebert Annen zu entdecken! . . .

Anna fand zuerst Worte. Was ist Euch? Was habt Ihr? sagte sie, indem sie ihm in die Augen blickte, und ihr der Ausdruck innerer Gluth und großer Bewegung aus den leuchtenden Augen, die

dennoch früher geweint zu haben schienen, und von den höher gefärbten Wangen entgegenstrahlte.

O Anna! hub er an, indem ein Seufzer sich seiner Brust entwand: Liebst du mich wohl auch recht treu, recht innig — so wie ich dich?

Anna erschrack. Sie hatte dieß Wort in Beziehung auf sich und den Jüngling noch nie gedacht; sie erblaßte, erröthete und schwieg.

Aber Siegebert kannte den Werth der Minuten; dringender faßte er ihre Hände, preßte sie an seine Brust und wiederhohlte seine Frage.

Ach ja! ja! rief sie endlich: Ich liebe dich recht von Herzen, ich bin dir so gut! — Ihre Thränen flossen bey diesen Worten, indem sie ihn mit dem unverhohlnen Ausdruck der Zärtlichkeit anlächelte. Aber was hast du? Was willst du?

Ich danke dir! rief Siegebert: Das Bewußtseyn deiner Liebe nimmt einen schweren Stein von meiner Brust. Komm, laß uns sitzen! Ich habe dir viel zu erzählen.

Anna folgte ihm nicht ohne Bangigkeit auf den Felsensitz am Ufer, und nun begann der Jüngling nach einer langen Einleitung über die Liebe und Treue, die allein des Menschen höchstes Glück, über die Tugend, die allein seinen wahren Werth ausmache, und wie vor Gott Ritter

und Knecht gleich, und der Unterschied der Stände eine bloße Menschensatzung sey, während welcher Rede Annens Herz vor Furcht der Dinge, die sie hören würde, laut und ängstlich schlug — ihr seine Geburt und seine Verhältnisse zu entdecken. So gut Siegebert sie vorbereitet zu haben glaubte, so entsprach doch der Erfolg seiner Erwartung nicht. Anna erblaßte tödtlich, sie zitterte an allen Gliedern, und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Baumstamm zurück, einer Ohnmacht nahe.

Siegebert sank zu ihren Füßen, er beschwor sie, ihn anzusehen, und ihm nicht zu zürnen, daß er sie getäuscht habe. Er sagte ihr Alles, was heiße Liebe und Unschuld eingibt, um sein Schweigen zu entschuldigen. — Sie erhob endlich die Augen, sie richtete sie mit sterbendem Ausdruck auf ihn, ihre Thränen brachen hervor, aber reden konnte sie nicht; doch ließ sie ihm ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. Nach und nach ward ihr Blick freundlicher, und ein leiser Druck sagte Siegebert, daß ihm verziehen sey, daß die Liebe ja nicht zürnen könne über das, was die Liebe gefehlt.

Siegebert erhob sich wieder, er setzte sich an Annens Seite nieder, er wagte es, den Arm um sie

zu schlagen, sie sank matt und weinend an seine Brust. Endlich ermannte sie sich, mit ihm zu reden. Sie sprach von Entsagung, von ewiger Trennung, vom Kloster, in welchem sie ihren Gram um ihn bergen und ihr Leben in frommen Gebethen für ihn zubringen wolle. Aber das war Siegeberts Wille nicht. Er kündete ihr seinen Entschluß an, nie eine Andere, als sie, sein Weib zu nennen, er redete mit so vielem Feuer, mit so vieler Sicherheit, er mahlte ihr ein so reizendes Bild des häuslichen Lebens an seiner Seite. Anna war jung, unbekannt mit sich, mit der Welt, Siegeberts Feuer riß sie hin. Welche Leidenschaft glaubt nicht gern, was ihr schmeichelt? Sie fing an, seine Vorschläge für ausführbar, und eine Verbindung mit dem reichen, einzigen Erben des stolzen Rittergeschlechtes für möglich zu halten. Sie schlug ein in seine dargebothene Hand, und im Angesichte des reinen, blauen Himmels, wie vor dem Throne des Allmächtigen, der ja die Unschuld und Lauterkeit ihrer Liebe kannte, schwuren sie sich Treue bis in den Tod. Siegebert steckte einen köstlichen Ring an den Finger seiner Braut, und empfing von ihr ein schlichtes, silbernes Reiflein, das er, weil es viel zu eng war, um seiner Hand zu passen, an die goldene Kette häckelte, die er unter seinen Kleidern

trug. Nun umschlossen sie sich zum ersten Mahle feyerlich und zärtlich, Siegebert berührte Annens Lippen — es war der erste Kuß, den sie je empfangen — dann schwang er sich wohlgemuth auf sein Pferd und trabte mit leichtem Herzen der Hütte auf der Waldeshöhe zu.

Mit Vergnügen sah ihn der alte Ritter so zeitig zurückkommen, bald waren die nöthigen Anstalten getroffen, und der stattliche Zug setzte sich in Bewegung, um Reiflingstein noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen.

Was der alte Ritter gesagt und Siegebert gefürchtet hatte, traf ein. Man sprach von Heiraths-vorschlägen, man hatte allerley Plane, man drang in Siegebert, sich zu erklären und das Einzige, was den über ihn ausbrechenden Sturm für diesen Augenblick noch aufhielt, war, daß, so einig der Comthur und seine Schwester darüber waren, daß Siegebert heirathen solle, doch über die Wahl der Braut ein Zwiespalt unter ihnen herrschte, indem Jedes bereits einen andern Gegenstand in sein Herz geschlossen hatte. Doch, daß es überhaupt zu Stürmen kommen würde, und diese nicht allein ihm, sondern, wenn er so unvorsichtig wäre, seine Liebe zu verrathen, auch dem unschuldigen Gegenstande derselben verderblich werden könnten, das sah er

bald ein, und beschloß, mit doppelter Festigkeit über dem Geheimnisse seines Herzens zu wachen. Der Comthur verließ nicht lange darauf das Schloß, aber das Treiben und Drängen seiner Mutter in ihn nahm nur noch mehr zu, da sie jetzt nach der Entfernung ihres Bruders hoffte, ihren Plan um desto gewisser durchzusetzen. Je dringender Frau Jutta wurde, je bestimmter weigerte sich Siegebert, weder dieß- noch irgend ein anderes Mahl seine Hand ohne sein Herz zu vergeben. Diese feste Entschlossenheit, so wie die Kälte, mit welcher ihr Sohn sehr schöne und liebenswürdige Fräulein betrachtete, mit denen Frau Jutta ihn bey verschiedenen Gelegenheiten auf geschickte Weise bekannt zu machen wußte, brachten die Mutter endlich auf den Gedanken, daß diese für einen Jüngling seines Alters unnatürliche Stimmung eine verborgene Ursache haben müßte. Sie fing an zu forschen, sich zu erkundigen, und erfuhr endlich, daß sie, während sie bloß für die Gesundheit ihres Sohnes zu sorgen glaubte, einer längst gehegten Liebe Nahrung und Unterstützung gegeben hatte. Diese Kunde brachte sie auf's Äußerste auf, und da sie von Seiten der Müllerdirne an nichts als Absicht, Betrug, oder gar Bezauberung denken konnte, mit der sie den Sohn eines hohen, reichen Hauses an

sich zu fesseln suchte, war sie auch auf der Stelle entschlossen, entscheidende Maßregeln gegen sie zu nehmen, vor Allem aber diesen Plan auf's sorgfältigste vor ihrem Sohne zu verbergen.

Sie fuhr nach Stift Admont, dem die Mühle unterthänig war, sie sprach mit dem Abte, und hätte gar zu gern von diesem erhalten, daß er den Müller abgestiftet und auf einen andern Platz versetzt hätte; da aber dieser auf keine Art eine Klage gegen dieses rechtliche Haus hatte und sich nicht entschließen wollte, den Müller aus Gefälligkeit gegen seine stolze Nachbarinn unglücklich zu machen, mußte sie dieser Absicht entsagen und auf etwas Anderes denken. Des Abtes Weigerung hatte Frau Jutta noch mehr gereizt und ihrem Entschlusse noch größere Heftigkeit gegeben. Die schnellste, wenn auch die gewaltsamste Maßregel, schien ihr die beste. Sie ließ denjenigen unter ihren Leuten hohlen, dem sie die Ausführung eines solchen Vorhabens am sichersten anvertrauen zu dürfen glaubte, und befahl ihm, in der Mühle im Ennsthale unter einem Vorwande nach Zeit und Gelegenheit zu forschen, den schicklichsten Augenblick abzulauern, die arge Dirne, die auf nichts Geringeres sinne, als den jüngern Ritter durch böse Zauberkünste in ihr Netz zu ziehen, mit List oder Gewalt zu ent=

führen und in's Frauenkloster nach Göß zu bringen, wo eine Verwandte von ihr Vorsteherinn war, und wo man auch bürgerliche Mädchen aufnahm.

Seit Siegebert die Burg seiner Ahnen wieder bewohnte, fühlte er auch wieder die Einwirkung der unheimlichen Mächte. Auf eine wunderbare Art verschmolzen in unruhigen Traumgesichten die Ur-ältermutter, Anna und die goldene Schale, und wenn schon sein Herz ihn mit inniger Sehnsucht nach jenen stillen Gegenden zog, wo ihm das Glück der ersten Liebe geblüht hatte, so machte die Betrachtung, wie schön in der Entfernung von jenen rastlosen Schatten seine Tage, wie ruhig seine Nächte gewesen waren, ihm jenen Aufenthalt zum Paradiese, und seinen Wunsch, das friedliche Thal und die verlobte Braut wieder zu sehen, innig und glühend. Noch keinen Tag, seit er es verlassen hatte, war es ihm möglich gewesen, sich auf längere Zeit vom Schlosse zu entfernen. Im Anfange hielt die Anwesenheit des Oheims, dann die Plane seiner Mutter, die zu Einladungen und Besuchen führten, und in den letzten Tagen der Argwohn derselben ihn davon ab. Aber so wie die Tage sich zu Wochen sammelten, und Eine nach der Andern über seinem Haupte hinrollte, wurde der Wunsch, Annen wieder zu sehen, lebhafter, die

Trennung von ihr ihm unerträglicher, und nach einer qualvollen Nacht, wo er sie in düstern Bildern, bleich und abgehärmt, mitten unter den grauenvollen Schatten seiner Ahnen hatte schwanken sehen, ertrug er es nicht länger, ließ sein Pferd satteln und beschloß, mochte auch seine Mutter davon denken, was sie wollte, das Mädchen wieder zu sehen, ohne das ihm kein Glück auf Erden denkbar war.

Er ritt das Thal hinab. Es war ein später Herbsttag. Welcher Unterschied zwischen jenem ersten Mahle, wo das Rauschen des Flusses tief unter den umschatteten Ufern ihn träumerisch weiter und weiter abwärts gelockt, seinen hellen Fluthen zu folgen, wo tausend Blumen im wechselnden Farbenspiele auf diesen Matten prangten, ein frisches Jugendgrün die Wälder belebte, aus welchen der vielstimmige Chor der Vögel, von Liebe und Lenz aufgeregt, erscholl, und er in dem freundlich winkenden Hause unterm hellgrün knospenden Nußbaume das holde Mädchen fand — welcher Unterschied zwischen damahls und jetzt, ja auch zwischen dem Ansehen der Gegend, als er sie das letzte Mahl verließ, und heute! Wild tos'te die Enns, von den letzten Regengüssen geschwellt, um die Felsen ihres tiefen Bettes, die hingestreckten Ge-

büsche am Ufer, ihres Schmuckes beraubt, zeugten von des Wassers verheerender Gewalt, das klare Silber der Fluth wiederhohlte nicht mehr an ruhigen Stellen das Bild der nahen Waldhöhen, die sich sonst mit Lust zu spiegeln schienen; trüb und unstät, mit abgefall'nen Blättern überdeckt, strömte sie hin, nur in Verheerungen ihre Macht zeigend. Vom scharfen Herbstwinde gepeitscht, bogen sich die Bäume des Waldes, und welker Blätterregen säuselte zu ihren Füßen hin. Nebelschleyer zogen an den Tannenwäldern hinauf, und ein grauer Himmel hing über der trauernden Landschaft. So gelangte Siegebert in das Thal und in die Mühle. Niemand kam ihm hier entgegen; es schien, als ob der Winter schon gekommen wäre und Alles in den schützenden Umkreis der Mauern zurückgescheucht hätte. Die Thüre des Hauses war verschlossen, und als Siegebert pochte, schaute die Mutter erst vorsichtig durch den Schieber hinaus, wer es wäre, ehe sie öffnete. Aber Siegeberts Anblick verscheuchte jede Besorgniß. Mit einem frohen Ausruf öffnete sie die Thüre, Anna eilte aus der Kammer herbey, und in den ersten Augenblicken des frohen Wiedersehens hatten alle drey ihren Kummer vergessen. Seine Erinnerung kehrte indessen nur zu bald zurück, und die Mül-

lerinn erzählte, daß sie in den letzten Tagen großen Schrecken ausgestanden hätten, indem Anna zweymahl in Gefahr gewesen wäre, von unbekannten Gewaffneten, die sich hier herum, bald dort, bald da gezeigt, entführt zu werden. Seitdem wage es die Mutter nicht mehr, das Mädchen allein vor's Haus gehen zu lassen, oder auch nur die Hausthüre ohne gehörige Vorsicht zu öffnen, weil erst vorgestern der Fall gewesen, daß zwey Männer, als Bettler vermummt, das Mädchen vor die Thüre gelockt und sich ihrer bemächtigt haben würden, wenn nicht ihr heftiges Geschrey die Mühlknechte herbeygezogen hätte.

Wir haben, fuhr die Frau fort, vergeblich nachgesonnen, woher diese Angriffe kämen, indem wir Niemand kannten, auf den unser Verdacht fallen sollte, und das Mädchen, außer unsern Nachbarn und Euch, keine Bekanntschaft hat. Endlich erfuhr mein Mann zufällig, daß es Leute von Reiflingstein wären, indem einer der Reisigen in der Trinkstube, vom Weine schwatzhaft gemacht, erzählt hatte, daß Frau Jutta ihm Befehl gegeben, sich des hübschen Müllermädchens im Ennsthale mit Gewalt oder List zu bemächtigen und sie in's Kloster nach Göß zu führen.

Heiliger Gott! rief Siegebert, starr vor Schre-

cken, als diese Worte ihm deutlich zeigten, seine Mutter wisse um seine geheime Liebe, und suche nichts anderes, als sie zu zerstören.

Wir sind erschrocken, wie Ihr, Herr Curd, fuhr die Frau fort: Es ist ja genug, den Nahmen des Hauses Reiflingstein nennen zu hören, um zu erschrecken, dieses Hauses, das seit Jahrhunderten die Geißel und das Entsetzen des Landes war, und wo höllische Geister und verwünschte Seelen neben den eben so ruchlosen Lebenden hausen. O, ich ahne wohl, was Frau Jutta mit diesem Raube will, und warum sie dieß unschuldige, seit seiner Geburt unglückliche Kind verfolgt; aber ehe ich sie in die Hände einer Reiflingsteinerinn, oder überhaupt unter dieses gottlose Geschlecht kommen ließe, ehe möchte ich sie lieber im Grabe sehen.

Siegebert erbleichte, er hörte sein Urtheil in diesen Worten, und obwohl er nicht Alles verstand, was die Müllerinn meinte, so sah er doch daraus, daß er nimmer hoffen dürfe, unter seinem eigenen Nahmen hier auftreten zu können. Da dennoch zu Anna's Sicherheit entscheidende Maßregeln nöthig waren, hier seiner Mutter Rache, dort der Abscheu von Annens Ältern gegen sein Haus ihn drängte, und er, wenn er nicht Alles mit einem Mahle verderben wollte, nicht länger

als höchstens diese Nacht hier weilen durfte, so arbeiteten tausend leidenschaftliche Entwürfe in seiner Brust. Er eilte hinaus in den durchstürmten Wald. Wie hier der Herbstwind in den Bäumen tobte, wie die Enns schäumend sich an den Klippen ihres Bettes abmühte, so tobten Wünsche, Angst, Liebe und Verzweiflung in seiner Seele, so mühte sich sein Geist in fruchtlosem Kampfe gegen unüberwindliche Hindernisse ab. Das Einzige, was wie ein heller Stern leitend und unvergänglich durch die Nacht seines Geschickes glänzte, war Anna's Liebe für ihn, und die Hoffnung, die er darauf baute. Nach hundert entworfenen und wieder verworfenen Planen war endlich Flucht mit dem geliebten Mädchen, und gleich, und noch in dieser Nacht, um sie den Nachstellungen seiner Mutter und dem Einflusse ihrer Verwandten zu entziehen, das Einzige, was ihm möglich schien. Der Gedanke bildete sich immer klärer aus, gewann immer mehr an Reiz für ihn, und wurde endlich zum festen Entschluß. Er wollte mit Annen sprechen. Sie zu überreden sollte ihm nicht schwer werden, da sie, wie er, die ganze Gefahr ihrer Lage einsah, und mit ihr zu dem Herrn von Volkersdorf flüchten, dessen Burg ebenfalls im Gebirge, nicht weit von Siegeberts Schloß lag, und

der als ein treuer Freund und Gespiele seiner Kindheit sie ihm in dieser Noth gern öffnen würde.

Je länger er diesem Plane nachdachte, je ausführbarer und klüger erschien er ihm. Der Sturm seines Innern legte sich, er kehrte in's Haus zurück und suchte Annen zu sprechen, die, wie er, von bangen Sorgen zerrissen, einer grauenvollen Zukunft entgegen sah. Im Anfange entsetzte sie sich vor seinem Vorschlag. Flucht mit einem Manne, heimliche Entfernung aus dem älterlichen Hause, schien ihr eben so schrecklich und unmöglich, als der Gedanke, sich auf ewig von Siegebert zu scheiden. Doch Eine Wahl mußte getroffen werden, und gleich, auf der Stelle, wenn sie nicht in die Hände der gefürchteten Frau Jutta fallen, und ihre Tage im Kloster vertrauern, oder, wenn Siegeberts wahrer Stand ihren Ältern bekannt würde, von ihm auf ewig getrennt werden wollte. Des Jünglings Liebe und kühnes Hoffen mahlte ihr den gefürchteten Schritt mit milden Farben, Volkersdorfs Schloß war nicht sehr entlegen, dort sollte ein Priester ihren Bund segnen, und dann wollten sie entweder die Verzeihung der Ihrigen mit größerer Ruhe erwarten, oder Siegebert zweifelte nicht, am Hoflager Herzog Friedrichs des Streit-

baren Dienste, und durch sein Schwert Ehre und Gut für sich und sein geliebtes Weib zu erwerben.

Jugend und Liebe, Unerfahrenheit und Angst hatten den Plan entworfen, und eben diese Gefühle Annen endlich vermocht, einzuwilligen. Es ward Alles verabredet, Siegebert wollte gegen Abend zum Scheine zu seinem ehemahligen Wirth auf der Waldhöhe gehen, wenn aber Alles in der Mühle schlafen würde, zurückkehren, an Annens Fenster das verabredete Zeichen geben, sie vor sich auf's Pferd nehmen, ehe der Tag anbräche, bereits bey seinem Freunde, und in ein Paar Stunden darauf Annens angetrauter Gemahl seyn.

Mit diesem Vorsatze schieden die Liebenden. Siegebert eilte, mit frohem Herzen alle nöthigen Anstalten zu treffen, während Anna mit nahmenloser Angst der gefürchteten und gewünschten Stunde entgegen sah, die sie mit dem Geliebten auf ewig vereinigen sollte. Gepreßt und schmerzlich sagte sie den Ältern gute Nacht, zitternd verschloß sie ihre Kammer, packte einige Habseligkeiten zusammen, und erwartete unter ängstlichen Herzensschlägen die Stunde der Entscheidung und das Zeichen am Fenster. Endlich hörte sie leise Tritte, es pochte an ihr Fenster, sie blickte hinaus und sah Siegebert vor demselben. Dieser Anblick

gab ihr mehr Muth und Zuversicht. Leise öffnete sie die Thüre, leise schlich sie über den Vorplatz, mit ihrem Bündel in der Hand, und lag in den Armen des entzückten Geliebten. Außer dem Hofthor stand sein Pferd, an eine der Erlen gebunden; er machte es los, hob das zitternde Mädchen hinauf, schwang sich dann hinter ihr in den Sattel, und nun ging es erst leise, und dann mit der größten Schnelligkeit an dem Flusse hinauf in das Gebirge. Die Nacht war stürmisch und finster, der kalte Wind jagte schwere Wolken über den Mond hin, der, im ersten Viertel über den Bergen hangend, nur zuweilen einen dämmernden Schein auf den Pfad der Reisenden warf. Das Rauschen der Enns war ihr einziger Leiter. Siegebert wußte, daß an ihrem Ufer hin der Weg bis zu der Stelle ging, wo der Pfad nach seiner Burg und der nach Volkersdorfs Schloß sich schied. Indessen war es immer später geworden, der Mond sank hinter die Berge, und von einem fernen Kirchthurm klang in dumpfen Schlägen Mitternacht herüber. Der Nachthauch blies kalt, ein unheimliches Sausen ging durch die Wälder, Nachtgevögel flatterte aus den Sträuchen empor und umschwirrte das Haupt der Reisenden. Anna schmiegte sich ängstlich an Siege-

berts Brust, der sie fest an sich schloß, und ihr einen Muth einzusprechen suchte, der ihm allmählich selbst zu fehlen begann. Der Weg nach Volkersdorfs Schloß war ihm sonst wohl bekannt, und er hatte sich ihn bey Nacht wohl zu finden getraut; jetzt kam ihm Alles anders, aber so viel er bey der schwachen Hellung, die dort und da ein Stern zwischen den Wolken herabsandte, unterscheiden konnte, nicht unbekannt vor.

Nachdem sie noch eine Weile geritten waren, bemerkte er mit Schrecken, daß er sich auf dem Wege nach Reiflingstein befände. Die Möglichkeit, sich in dunkler Nacht im Wege zu irren, war wohl begreiflich; dennoch wußte Siegebert, daß er sehr aufmerksam gewesen, und auf jede Bewegung der Straße genau Acht gegeben hatte. Er verbarg einen ängstlichen Gedanken, der in ihm aufstieg, vor seiner Begleiterinn, strengte seine ganze Aufmerksamkeit an, und glaubte endlich deutlich eine wohlbekannte Schlucht zu unterscheiden, die seitwärts von der Straße nach Reiflingstein in das Thal führte, wo Volkersdorfs Veste lag. Er bog hier hinein, sie ritten noch eine Weile fort, und abermahls fand er sich auf dem Wege nach seinem Ahnenschlosse. Nun ergriff ihn ein unaussprechliches Grauen, ihm ahnete die Einwirkung jener un-

heimlichen Wesen, die ihn schon so oft gequält hatten, er wollte sich aus ihren Kreisen entfernen, und wandte schnell sein Pferd, um den Rückweg zu suchen. Aus dieser Bewegung sah Anna deutlich, was sie längst im Stillen besorgt hatte, daß sie des Weges verfehlt hätten; ihre stumme Angst brach nun in lautes Klagen aus, und Siegebert hatte mit der doppelten Furcht in seinem und Annens Herzen zu kämpfen. Er beruhigte sie, so gut er konnte, er täuschte sie mit einer Zuversicht, die er selbst nicht hatte, er lenkte sein Pferd bald hier, bald dort in ein Seitenthal hinein, und nirgends wollten sich ihm bekannte Gegenstände zeigen, die ihm auf die rechte Spur hätten helfen können. Das müde Pferd konnte endlich nicht mehr weiter, Anna lag in stummer Verzweiflung an Siegeberts Brust, er selbst wußte ihr nichts mehr zu sagen, und nur zuweilen ein Seufzer, oder ein leises Gebeth des Mädchens unterbrach die bange Stille. Der Morgen schien noch fern, und ehe er sich zeigte, keine Hoffnung, sich hier zurecht zu finden. Siegebert suchte also bey'm Licht der Sterne einen stillen, moosigen Platz an einer Felsenwand, stieg ab, legte das zitternde Mädchen auf den Rasen, band sein Pferd an ein Gesträuch, setzte sich dann neben Annen hin und schlug ihr vor, hier

den Tag zu erwarten. Sie war es zufrieden, Angst und Ermüdung hatten ihre Lebensgeister herabgebracht, von Siegeberts Arm umschlossen, lehnte sie sich an seine Brust und schlief ein. Er bewachte ihren Schlummer mit der Sorgfalt der Liebe, und wartete seinerseits mit banger Seele auf den Anbruch des Morgens. Endlich zeigte sich ein matter Schimmer über den Bergen, die Gegenstände traten aus den nächtlichen Schatten, Siegebert erkannte das Thal und den Fels, an dem er saß, und überzeugte sich, daß er keine Viertelstunde von Reißlingstein entfernt war. Seine erste Bewegung war, Annen zu wecken, und mit ihr schnell aus der gefürchteten Nähe zu fliehen. Aber sie schlief so süß, sie schien der Ruhe so bedürftig, er hatte nicht den Muth, sie zu stören. Auch war es ja noch so früh am Tage, daß sie nicht leicht eine Überraschung zu fürchten hatten. Siegebert wandte also diese Zeit an, um über die Maßregeln nachzudenken, die er zu nehmen hatte, seine Blicke ruhten absichtslos auf dem Bündel, das Anna mit sich genommen hatte, seine Hand spielte mit den Schnüren, die es befestigten, er erblickte etwas glänzend Goldenes, er wollte sehen, was es war, und fuhr mit einem Schrey des Entsetzens zurück; denn er erblickte die goldene Schale mit den schimmernden

Edelsteinen, deren Bild ihm seine Urältermutter oft gezeigt, und um deren Zurückgabe sie ihn so sehr gequält hatte.

Siegeberts Ausruf erweckte Annen. Sie richtete sich erschrocken auf, und Siegeberts todtbleiches Gesicht, mit dem er auf die Schale starrte, vermehrte ihre Angst. Sie redete ihn an, sie fragte ihn, und erhielt keine Antwort, bis er endlich mit den Worten: Wie kommst du zu dieser Schale? das peinliche Schweigen brach. Anna erzählte nun, daß sie diese Schale, so lange sie denke, als ihr Eigenthum kenne, über welches ihr ihre Mutter mit der größten Sorgfalt zu wachen, und es nie, um keiner Ursache willen, von sich zu lassen, streng empfohlen habe. Übrigens wisse sie nichts, woher sie sey, und wer sie vielleicht vor ihr besessen. Diese Antwort, welche nicht die geringste Aufklärung gab, diente nur dazu, Siegeberts Unruhe zu vermehren. Aber es war jetzt nicht der Augenblick, sich in weitere Erörterungen einzulassen; man mußte fliehen, oder der größten Gefahr entgegen sehen. Siegebert bewog Annen, so erschöpft sie noch war, das Pferd wieder zu besteigen. Er hoffte jetzt aus dem unheimlichen Irrsal, in dem er sich diese Nacht herumgetrieben, beym hellen Tagesschein herauszukommen,

und das Ziel seines Strebens, Volkersdorfs Veste, zu erreichen.

Sie ritten die Schlucht hinab, dem Bächlein folgend, das im Dämmerlichte des Morgens zwischen niederm Gesträuche hinrieselte, und das sich weiter unten mit der Enns vereinigte, Anna, noch matt und bebend von den Beschwerden der fürchterlichen Nacht, Siegebert, von grauenvollen Ahnungen ergriffen, denen er selbst weder Deutlichkeit noch Worte zu geben vermochte, und vor noch entsetzlichern Ereignissen zitternd, die ihm nach dem, was er schon erfahren hatte, mehrmahls wahrscheinlich schienen. Jetzt näherten sie sich dem Ennsthale. In dem Augenblicke hörten sie den Hufschlag von vielen Pferden, und wie sie um den Felsen bogen und nun das freye Thal vor sich sahen, sprengte ein Haufen Reisiger, an deren Abzeichen Siegebert das Wappen seines Hauses erkannte, so eben den Weg herauf. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, auch ritt der Führer der Schaar sogleich ehrerbiethig auf Siegebert zu und ersuchte ihn, ihm nach Reiflingstein zu folgen, indem sie von seiner Mutter ausgesendet wären, ihn zu suchen, und, wo sie ihn fänden, zu ihr zurück zu bringen. Widerstand war unmöglich. Siegebert gab keine Antwort, er wandte sein Pferd, die Schaar ordnete

sich hinter ihm, und im finstern Schweigen eilten sie das Thal hinauf, wo bald hinter einer Felsenspitze das graue Gemäuer der Burg sichtbar ward, und alle Schrecknisse, die er dort erfahren, und die ihm noch bevorstanden, mit Centnerschwere auf sein Herz sanken. Anna blickte auf, sie sah diese Thürme, diese festen Wälle, den drohenden Fels über dem wilden Flusse, sie erinnerte sich an alle Schauergeschichten, die man ihr von dieser Burg erzählt, an Frau Jutta's stolzen Sinn, und auch der letzte Funke von Muth und Fassung verließ sie. Schluchzend, todtbleich wandte sie sich zu Siegebert und bath ihn, sie vom Pferde herabzulassen, sie wolle ihm entsagen, sie wolle zu Fuß nach Hause kehren, ihn nie wiedersehen, den strengen Zorn seiner Mutter nicht länger gegen ihn reizen, und lieber gutwillig in den Klostermauern, wohin Frau Jutta sie hatte senden wollen, Ruhe und Schutz suchen. Siegebert beschwor sie, das nicht zu thun, und überhaupt jetzt keinen Entschluß zu fassen. Ihr gemeinsames Schicksal — das ahnete ihm dunkel und schmerzlich — müsse sich jetzt auf irgend eine grauenvolle Art entscheiden. Anna schwieg; der starre Ernst in dem bleichen Gesichte ihres Geliebten, die finstere Ruhe, mit der er sprach, machten

ihr Blut gerinnen, und stillschweigend ließ sie mit sich machen, was Siegeberts Wille war.

Man führte sie sogleich zur Mutter. Diese empfing ihren Sohn mit stolzem Hohne, und befahl, die Müllerdirne, die sie keines Blickes würdigte, in den Thurm zur Verwahrung zu bringen. Das schreckte Siegebert aus seinem dumpfen Starren auf; er widersetzte sich den Reisigen, die Annen anfassen und fortführen wollten, er drohte, als Frau Jutta den Befehl wiederhohlte, indem er sein Schwert zog, den niederzustossen, der es wagen würde, seine Braut auch nur anzurühren. Dieß Wort entflammte Frau Jutta's Zorn, den sie bisher mit Mühe bezwungen, und unter dem Scheine kalten Stolzes verborgen hatte. Sie fuhr empor, sie sprang auf Annen zu, sie würde sie vielleicht mißhandelt haben; aber in dem Augenblicke trat der alte Ritter ein, der Siegebert das erste Mahl aus dem Ennsthale abgehohlt hatte, und dessen Jahre und Character Allen im Schlosse Achtung gebothen. Frau Jutta faßte sich. Siegebert senkte sein Schwert, die Knechte traten zurück. Der Ritter nahte sich der Gebietherinn und meldete ihr, daß eine Bauersfrau aus der Mühle im Ennsthale da sey, die mit großer Angst und unter Thränen gebethen habe, auf der Stelle mit der Frau von Reiflingstein spre-

chen zu dürfen, weil auf jedem Verzuge die höchste Gefahr sey.

Frau Jutta befahl, sie herein zu führen. O Gott! Meine Mutter! rief Anna, und brach von Neuem in Thränen aus, die Angst und Schrecken eine Weile gehemmt hatten. Die Müllerinn trat ein, Anna verbarg sich hinter Siegebert vor ihren erzürnten Blicken; aber es war nicht sie, welche die Frau suchte. Athemlos stürzte sie zu Frau Jutta's Füßen und rief: Trennt sie! Trennt sie, gnädige Frau! Laßt sie einander nicht heirathen! Sie sind Geschwister!

Dieses Wort machte alle Gegenwärtigen verstummen. Anna glitt hinter Siegebert ohnmächtig auf den Boden nieder, der Jüngling stützte sich wankend auf sein Schwert, Frau Jutta stand starr, wie eine Bildsäule, und es vergingen einige Augenblicke, bis sie zuerst von Allen die Fassung fand, nach den näheren Umständen und den Beweisen für diese Behauptung zu fragen.

Da erhob sich die Müllerinn, Frau Jutta hieß die Knechte hinausgehen, den alten Ritter bleiben, sprach der zitternden Frau Muth ein, und diese begann nun:

„Es sind nun neunzehn Jahre, wir waren kaum verheirathet und auf die Mühle gekommen, als

uns einst mitten in der Nacht das Geräusch eines heftigen Sturmes weckte, der die Fenster klirrend schüttelte, und unsere Bäume knarrend über das Dach hinbog. Dabey ließ sich ein wunderbares Getöse in der Luft hören, und mitunter glaubten wir das schwache Wimmern eines kleinen Kindes zu vernehmen. Ich bebte am ganzen Leibe, mein Mann aber stand beherzt auf, um, wenn etwa ein Unglück geschehen wäre, zu sehen, was zu thun sey. Er ging in der finstern Nacht hinaus an den Strom, er horchte, und horchte schärfer, und es war ihm jetzt, als höre er jenes Wimmern deutlicher; aber in der tiefen Dunkelheit war nichts zu erkennen, nur schien die Stimme oberhalb vom Wasser herzukommen. Mein Mann ging also den Strom hinan. Da sieht er plötzlich ein schwaches Licht auf den Wellen schimmern; er tritt näher, jetzt bewegt sich der Schimmer herabwärts, es ist Etwas, das auf dem Wasser schwimmt, und deutlich erkennt mein Mann das Winseln eines kleinen Kindes. Nun treibt der Glanz näher an's Ufer heran. Gerechter Gott! Es war ein armes, kaum gebornes Kindlein, das auf einer goldenen Schale daher schwamm, von welcher das helle Licht ausging."

„Mein Mann trat ein Paar Schritte in den

Strom, und mit einem Stecken zog er das ganze Ding an's Ufer. Aber so wie er die Schale berührte, verlosch das Glänzen, nur das arme Würmchen weinte auf seinen Armen. Er brachte es in die Stube und legte es mir auf's Bette.«

„Entsetzen und Mitleid stritten in mir, halb fürchtete ich, daß irgend ein Teufelsspuck hier verborgen sey, und wir etwa einen tückischen Wassernix in unser Haus aufzunehmen im Begriffe stünden, auf der andern Seite erbarmte mich's des überaus schönen, so ganz hülflosen Kindleins, das seine Hände wie flehend nach mir ausstreckte. Das Mitleid siegte endlich. In Gottes Nahmen! sagte ich: Laß uns den armen Wurm behalten, den er uns so wunderbar zugeführt hat! Unsere Absicht ist christlich und gut, der himmlische Vater wird seinen Segen dazu geben.«

„So behielten wir das arme Geschöpf, ließen es taufen, weil wir nicht wußten, woher es war, und gedachten, uns unter der Hand zu erkundigen, wo und von wem etwa ein Kind verloren worden wäre. Es vergingen nicht acht Tage, als uns die schauerliche Nachricht kam, wie des Herrn von Reiflingstein erste Ehewirthinn plötzlich und auf unbegreifliche Art sammt ihrem neugebornen Töchterlein mit Tode abgegangen sey. Aber das Ge-

rücht erzählte viele andere Dinge. Die Windeln unseres Findlings waren kostbar und fein, die Schale, auf der er hergeschwommen, von purem Gold, mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Wenig Wochen darauf hatte man weiter oben in der Enns den Körper einer jungen Frau gefunden, den man zu erkennen geglaubt; aber der Knecht, der sie entdeckt und sonderbare Vermuthungen verbreitet hatte, verschwand auf einmahl. Es hieß, Herr Ottokar habe ihn aufheben und in die Verließe seiner Burg stecken lassen. Menschlicher Weise blieb uns beynahe kein Zweifel mehr, daß jene Frau Herrn Ottokar's Gemahlinn, und das Kind seine Tochter gewesen. Aber wir beschlossen, Niemand etwas von unsern Vermuthungen zu entdecken. Wir erzogen das Mädchen als unser eigenes Kind, sie hat unsere Treue und Liebe auch wohl belohnt, und wir hätten nie über sie zu klagen gehabt, bis jetzt Euer Sohn unter verstelltem Nahmen kam, ihr Herz gewann, es von seiner Pflicht und seinem Glücke abwendig machte und mit sich in das Verderben riß, das von diesem unseligen Hause unzertrennlich ist. Spät in der Nacht entdeckten wir ihre Flucht, aber wir hätten nicht gewußt, wohin wir uns wenden sollten, bis die Reiter kamen, die Ihr ausgeschickt, um den Junker zu suchen.

Diese stürmten beynahe die Mühle um ihn, und so erfuhren wir zugleich den Nahmen ihres Verführers und das entsetzliche Unglück, das ihr drohte.“

Hier endigte die Müllerinn ihren Bericht. Gedankenvoll, und nicht ohne geheimem Schauer hatte ihr die Frau von Reiflingstein zugehört, während Siegebert, mit nichts anderm beschäftigt, als die ohnmächtige Geliebte in's Leben zu erwecken, von allen ihren Worten nur die behalten hatte, die sein Unglück unzweifelhaft machten.

Als sich Anna zu erhohlen anfing, legte er sie, ohne zu sprechen, in die Arme ihrer Pflegemutter und verließ das Gemach.

Frau Jutta hatte allein Fassung genug, um noch weitere Nachforschungen anzustellen; aber sie dienten zu nichts, als die Wahrscheinlichkeit zur höchsten Gewißheit zu bringen. Die Windeln des Kindes, welche die Müllerinn sorgfältig aufbewahrt und jetzt mit sich gebracht hatte, sammt der goldenen Schale, die Viele im Schlosse noch wohl kannten, endlich ein Mahl an Annens Nacken, das ihr Bruder eben so trug, wie sie, die Zeit, die übrigen Umstände, Alles vereinigte sich, jeden Zweifel zu heben.

Frau Jutta's Zorn war gestillt, Besinnung und Mitleid traten an seine Stelle. Sie ging auf An-

nen zu und umarmte sie freundlich als Fräulein von Reiflingstein und ihre liebe Stieftochter, dann befahl sie mit gütigen Worten der Müllerinn, hier im Schlosse bey der Unglücklichen zu bleiben, die noch betäubt von Allem, was sie erfahren hatte, bleich, zagend und stumm, keine Liebkosung zu erwiedern und kaum zu vernehmen im Stande war, was man ihr sagte. Sie selbst suchte ihren Sohn auf; aber er war fort und nirgends in der Burg zu finden.

Man verbarg Annen diesen neuen Schrecken, man wies ihr eines der schönsten Zimmer in der Burg an, und umgab sie mit allem Glanze, der ihrer Geburt entsprach; aber keine Ruhe kam in ihr Gemüth, kein Schlaf in ihr müdes Auge. Endlich, schon wie der Abend dunkelte, trat Siegebert, zur großen Freude des Burggesindes und seiner Mutter, ins Schloß. Er antwortete nichts auf alle Fragen, wies mit stummen Geberden alle Theilnahme, allen Trost von sich, fragte nicht nach seiner Schwester, und verlangte sie nicht zu sehen.

Über alle diese Bewegungen kam die Nacht, und mit ihr erhoben sich die unterirdischen Bewohner der Burg. Der Ältermutter wohlbekannte Gestalt erschien vor Siegeberts Bette, und zeigte sich auch zum erstenmahle in wunderbaren Träu-

men dem neuen Ankömmling aus ihrem Geschlechte, von allen ihren Mitgenossen begleitet. Ihre Gestalt war nicht so traurig wie sonst, und nur eine bittende Geberde, die Siegebert wohl verstand, erinnerte ihn an einen grauenhaften Auftritt.

Das Nahen der Morgenstunde trieb diese wesenlosen Schatten wieder in ihre Grüfte zurück; aber was den ganzen vorigen Tag in Siegeberts Seele gearbeitet hatte, bekam durch das Wiedersehen jener bekannten Gestalt, die er seit jener abschlägigen Antwort in dem Schatzgewölbe nicht mehr so deutlich und so freundlich gesehen hatte, eine plötzliche Anregung. Es dämmerten Gedanken in ihm auf, er glaubte den Zusammenhang des Ganzen und die geheimen Fäden zu erkennen, die ihn unbewußt bisher geleitet, ihn zu Ahnen, diese sammt der goldenen Schale, nach welcher jene Erscheinung so sehr verlangte, in den Umkreis ihrer Väter gebracht, und durch die unselige Entdeckung der verborgenen Verwandtschaft sein und seiner Schwester Glück und alle ihre Ansprüche auf dieser Welt zerstört hatten.

Er brachte die Nacht schlaflos in peinlichen Gefühlen zu. Mit dem ersten Morgenstrahle fiel ein Strahl himmlischen Lichtes in seine Seele, und ein Entschluß rang sich aus seinem zerrissenen Gemü-

the los, der ihm, seiner Schwester und seinem ganzen Geschlechte Ruhe und das Glück versprach, das sie noch zu genießen fähig waren.

Er ließ seinen Lehrer und Vertrauten, den guten Geistlichen, zu sich bitten, und eröffnete ihm seinen Vorsatz. Der redliche Greis suchte ihn eine Weile zu bekämpfen, aber er wurde, je länger und je mehr er ihn bestritt, nur desto fester. Siegebert kündigte ihn seiner Mutter an. Sie erschrack, sie wandte Alles an, um ihn davon abwendig zu machen; es war vergeblich. Er bath sie vielmehr, mit Annen zu reden, und auch diese zu gleicher Entschließung zu stimmen. Mit Freuden nahm Anna diesen Wunsch des Geliebten, in dem sie noch immer nur einen Bruder zu sehen nicht vermochte, auf, und fügte sich demselben. So erklärte nun Siegebert in einer Versammlung seiner Vasallen und Unterthanen öffentlich, daß er, von den Ahnenschatten seines Hauses gemahnt und um ihre Erlösung angefleht, die nur durch ihn, den letzten seines Stammes, geschehen konnte, diese Warnung vernachlässigt und diese Bitten verworfen habe, daß er dafür in unabsehbares Unglück gerathen und nur, wie durch ein Wunder, vor dem ungeheueren Verbrechen, seine Schwester zu ehelichen, bewahrt worden sey. Er erkenne in diesen Fügungen den

Finger der Vorsicht, und da für ihn und seine Schwester kein Glück mehr auf Erden blühe, seyen sie Beyde entschlossen, ihrem weltlichen Stande, ihren Reichthümern zu entsagen, ein Kloster und Gotteshaus zu bauen, und so zugleich ihren eigenen Schmerz in die Einsamkeit zu begraben und mit dieser Entschließung den Willen ihrer unglückseligen Vorfahren zu erfüllen, welche an diese Bedingung die Ruhe ihrer abgeschiedenen, gequälten Geister gebunden hatten.

Mit Erstaunen und Wehmuth hörte die ganze Versammlung den Entschluß ihres jungen, geliebten Lehensherrn. Mancher suchte ihn zu bestreiten, Alle forderten Aufschub und Bedenkzeit. Siegebert gewährte ihrem Wunsche auch diese, aber sein Vorhaben wurde dadurch nicht wankend gemacht, so wenig, als er Annen von diesem Augenblicke an mehr sah, oder sprach.

Nach Verfluß der bestimmten Zeit aber ritt er, von allen seinen Lehensmännern in größtem Staate begleitet, auf kostbar geschmücktem Pferde nach Stift Admont hinüber, zog da mit den ritterlich prunkenden Gewändern alle weltliche Lust und Herrlichkeit aus, und erbath sich von dem Abte eine Stelle im Kloster, während seine Mutter auf

sein Bitten Annen mit eben dieser Feyerlichkeit nach Göß ins Fräuleinstift führte.

Sobald das Probejahr vorüber war, während welchem er durch Strenge der Übungen und Frömmigkeit es allen seinen Mitbrüdern zuvorgethan hatte, legte er, ohne auf das Zureden seiner Mutter und mancher Jugendfreunde zu achten, das Gelübde in die Hand des Bischofs von Salzburg, der eigends zu dieser Feyerlichkeit herübergekommen war, ab, und in derselben Nacht weckte ihn eine liebliche Musik aus dem Schlummer, ein unbegreifliches aber schönes Licht erhellte seine Zelle, und er sah auf hellen Wolken die Geister seiner Ahnen geeinigt und verklärt vor ihm schweben und ihn dankbar segnen. Auch stürzte in derselben Stunde der Felsen an einem Orte des Schloßberges von Reiflingstein ein, und zeigte ungehindert den Gang, welcher zu dem unterirdischen Schatzgewölbe führte, das die Geister nicht mehr zu bewachen brauchten. Frau Jutta ließ nach dem Befehle ihres Sohnes alle Reichthümer desselben heraufbringen, er rief fromme Geistliche aus entfernten Landen herbey, baute ein Kloster und Gotteshaus in der wildesten Gebirgsgegend, und ließ durch die Mönche die Wälder lichten und die Felder bebauen. Bald siedelten sich Dörfer an, die Gegend wurde wirth-

bar und freundlich, und das ungerecht erworbene Gut, durch frommen Gebrauch geheiligt, erfüllte den letzten Wunsch der nun seligen Schatten.

Nach Frau Juttas Tode verkaufte Siegebert auch Burg Reiflingstein und alle seine Besitzungen, trat als Abt in das von ihm gestiftete und reich begabte Kloster, und sah, als er seinem Herzen Ruhe und Festigkeit genug zutrauen konnte, die einst zu sehr geliebte Schwester bey dieser feyerlichen Gelegenheit nach Jahren mit frommer Freude und stiller Rührung wieder. Die Zeit hatte den Sturm der Leidenschaft in beyden Herzen gedämpft, der Himmel und seine Freuden waren an die Stelle irdischer Liebe, Wohlthun und Gutesstiften an die Stelle häuslicher Seligkeit getreten, und sie fühlten sich wieder glücklich, nur auf ganz andere Weise, als sie es einst im schönen Ennsthale zu werden gehofft hatten.

# Inhalt.

